



H D 6
D 249

Die Arbeiterin in Sowjet-Rußland

Typen und Bilder
von
Katja Paljanoff



Herausgegeben vom Frauen-Reichssekretariat der
Vereinigten Kommunistischen Partei Deutschlands
(Sektion der Kommunistischen Internationale)



Loe

1921

Frankes Verlag G. m. b. H., Leipzig/Berlin

HD 6

D 249

Die Arbeiterin in Sowjet-Rußland

Typen und Bilder

von

Katja Paljanoff



Herausgegeben vom Frauen-Reichssekretariat der
Vereinigten Kommunistischen Partei Deutschlands
(Sektion der Kommunistischen Internationale)



Aussortiert aus der Bücherei
des Institutes für Sozialforschung

1921

Frankes Verlag S. m. b. H., Leipzig/Berlin

Woman - Employment -

Russia

HD6053(47)



Arbeiterinnen einer Fabrik in Sowjet-Rußland.



Statt eines Vorwortes.

Teure Genossinnen und Genossen! Dieses Büchlein ist ein Gruß, den Euch die heute befreiten Arbeiterinnen Rußlands senden. Sie haben viel gekämpft und werden noch viel kämpfen müssen für ihre und Eure Befreiung, für den Sieg der Arbeiterrevolution in der ganzen Welt. Aber sie verlangen auch viel von Euch. Sie erwarten, daß Ihr Euch klar werdet über Euer eigenes Leben, daß Ihr begreifen lernt, daß die Verwirklichung eines großen Zieles — des Glückes Eurer Kinder und aller Kinder der Welt — nicht nur das Herz, sondern auch den Willen und Geist in Anspruch nimmt. Wie sehr Ihr Eure Nächsten auch liebt, wie selbstaufopfernd Ihr für sie sorgen mögt, Ihr werdet sie mit Eurer Liebe nur vor kleinen Verletzungen, aber nicht vor Todeswunden, nur vor Zugluft, aber nicht vor Sturmwind bewahren können. Wenn Ihr nicht kämpfen werdet gegen die Herrschaft der Reichen, der Bourgeoisie in Staat und Gesellschaft, wenn Ihr erst in ferner Zukunft, wie die verräterischen Scheidemänner Euch sagen, und nicht schon jetzt sofort die Bourgeoisie stürzt und sie aus Eurem Richter zu Eurem Angeklagten macht, so werden Eure Säuglinge wie bisher zu Tausenden sterben, Eure Töchter auf die Straßen gehen, um sich zum Kauf anzubieten, Eure Söhne an Syphilis und Schwindsucht dahinsiechen und in den kommenden Kriegen getötet oder zu Krüppeln geschlagen werden.

Ich weiß noch, wie ich im Weltkrieg einen sterbenden deutschen Soldaten entkleidete. Jeder Knopf, jeder Haken seiner Wäsche war sorgfältig und fest angenäht. „Das war das letzte Paket von meiner Mutter“, sagte er leise. Für alles hatte sie gesorgt: die Knöpfe waren fest angenäht, die warme Wäsche behütete ihn vor Erkältung; nur vor dem Hauptfeind hatte ihn die Mutter nicht zu schützen gemußt: vor dem Staat der Reichen, der in seiner Beutegier ihren Sohn und 10 Millionen solcher Söhne getötet, 15 Millionen zu Krüppeln gemacht hat.

Die russische Arbeiterin hat aus alledem ihre Schlüsse gezogen. Sie sagte: „Nicht in meinem Hause liegt der Schlüssel zum Glück und Unglück meiner Nächsten; weder in der Küche, noch an der Wiege ist dieser Schlüssel zu finden; aber auch nicht in der Kirche. Die Geistlichen aller Religionen haben Duldsamkeit und Ergebenheit gepredigt, mit Kreuz und Halbmond haben sie alle den Krieg gesegnet und werden ihn auf Geheiß der Reichen auch

weiter segnen. Mein Glück kann ich nur im gemeinsamen Kampf mit Tausenden von meinesgleichen erringen, — und wie schwer dieser Kampf auch sein mag — einen anderen Weg gibt es nicht! — Ich habe nichts zu verlieren, als Elend, Sklaverei und Kinderfärge. Zu erkämpfen aber habe ich das Glück meiner Kinder, das Glück der ganzen Welt.“

Und die russischen Arbeiterinnen haben ihre Kräfte nicht geschont. Sie haben ihr Leben hingegeben im Kampf um die Eroberung der Räte-macht, sie geben es jetzt hin — an und hinter der Front — um diese Räte-macht zu verteidigen und zu stärken. Ihre Kinder aber beugen vor niemanden mehr ihren Rücken, sie sind in der russischen Sowjetrepublik die bevorrechteten Bürger.

Erwartet die Mutter ein Kind, so wird sie zwei Monate vor und nach der Niederkunft von der Arbeit befreit, wobei sie ihre Anstellung und ihr volles Gehalt behält. Bei seiner Geburt erhält jedes Kind vom Staat unentgeltlich 20 Arschin (18 Meter) Leinen. Im Laufe der neun Monate, in denen die Mutter ihr Kind selbst nährt, erhält sie einen monatlichen Gehaltszuschlag von 25%, gleichviel ob sie Arbeiterin oder Hausfrau ist. Der Arbeitstag der Arbeiterin wird, solange sie ihr Kind stillt, auf sechs Stunden verkürzt, wobei sie nach den ersten drei Stunden eine Pause zum Stillen des Kindes erhält. Wird Grieß, Reis, weißes Mehl, Süßigkeiten aus dem fernen Osten nach Moskau gebracht, so kommt es in erster Linie für die Kinder und Kranken in Betracht. Ungefähr alle drei Wochen erhalten die Säuglinge unentgeltlich auf Milchkarten Grieß, Reis, Zucker, Butter, Käse, getrocknete Heidelbeeren, Fleisch, Seife, Petroleum. So wird nicht nur für das Kind, sondern auch für die stillende Mutter gesorgt. Die dem Säuglingsalter entwachsenen Kinder erhalten ähnliche Dinge, nur nicht so oft. Moskau, Petersburg und die übrigen Städte Sowjetrußlands, sind mit einem Netz von Säuglingsambulatorien*) überzogen, in denen jede Mutter ihr Kind einmal in der Woche vom Kinderarzt unentgeltlich untersuchen lassen kann — und wo sie Säuglingsmilch erhalten kann, wenn es ihr an Geld fehlt. Man hört oft kinderlose Frauen mit Neid sagen: „Nun ja, die hat es gut, sie hat ein Kind!“

Ihr dürft aber nicht glauben, daß der Weg der Arbeiterinnen in Sowjetrußland mit Rosen bestreut ist. Die russischen Arbeiterinnen würden mir es nie verzeihen, wenn ich Euch nicht offen sagte, daß sie noch mitten in übermenschlich schweren Kämpfen stehen. Ihre Männer und Söhne kämpfen an der roten Front, sie selber leisten schwere Arbeit, leiden Hunger und Kälte, gehen an Krankheiten zugrunde — — und das alles, weil die europäischen Arbeiter und Arbeiterinnen ihren Regierungen die Möglichkeit gaben, die Vorkämpferin der Weltrevolution — Sowjetrußland — mit dem eisernen Ring der Blockade zu umklammern. Tanks, Maschinengewehre, Munition wurden den Feinden Sowjetrußlands geliefert, während

*) ärztliche Beratungsstellen.

für die Arbeiterklasse Rußlands kein Schraubchen, kein Stückchen Watte, nicht einmal Medikamente durchgelassen wurden. Die russischen Arbeiterinnen sind zusammen mit den Arbeitern und Bauern die Herren in ihrem Land. Aber wie kann ein Staat leben, wenn er von allen übrigen Ländern abgeschnitten ist? Nur ein so unendlich reiches Land wie Rußland, das den sechsten Teil der Erdoberfläche einnimmt, kann sich dank übermenschlicher Anstrengungen und Entbehrungen so lange halten. Rußland verfügt über alle lebensnotwendigen Rohstoffe, es besitzt alles, woran es in den vom Kriege zerstörten Ländern Westeuropas so sehr mangelt: Brot, Fleisch, Butter, Fette, Zucker, Leder, Wolle und Baumwolle, Kohle, Eisen, Gold und Platin. Aber in Rußland gibt es nur wenig landwirtschaftliche Geräte, die Maschinen sind abgenutzt, Medikamente gibt es fast gar keine, und schließlich mangelt es an Lokomotiven, was zur Zerrüttung der Volkswirtschaft am meisten beigetragen hat. Der vierjährige imperialistische Krieg, der zweijährige Bürgerkrieg gegen die weißen Garden — die nicht nur aus russischen Konterrevolutionären, sondern hintereinander und nebeneinander aus Deutschen, Österreichern, Tschechen, Engländern, Franzosen, Schwarzen, Griechen, Rumänen und Polen bestanden und dauernd Einfälle in Rußland verübten, — sprengten die Brücken, zerstörten die Eisenbahnen, setzten die Bergwerke unter Wasser und hinderten so die Bevölkerung an jeder aufbauenden Arbeit. Rußland, dessen Schätze nicht nur für das Land selber, sondern auch für die Arbeiter Westeuropas ausreichen würden, hungert und friert. Aber Sowjetrußland ist jetzt an die Wiederherstellung seiner Wirtschaft herangegangen. Im Frühjahr 1920 gab die kommunistische Partei Rußlands, die über 600 000 der besten Arbeiter und Bauern in ihren Reihen vereinigt und unter deren Einfluß sich die breitesten Volksmassen und die ganze Armee befinden, die Losung aus: Alles für den Sieg an der Arbeitsfront! Da aber kam der räuberische Ueberfall der Polen, und wieder mußten die Kräfte von der Arbeitsfront an die militärische Front geworfen werden.

Alles das muß Euch Arbeiterinnen klar zeigen, daß Euer rasches Eingreifen eine dringende Notwendigkeit ist. Je eher Ihr in Gemeinschaft mit den Arbeitern die Macht erobert, umso rascher wird die Not in Sowjetrußland, Eure eigne Sklaverei und Not ein Ende nehmen; denn nur unter der Macht des Proletariats kann ein wirklicher, kein trügerischer Wiederaufbau zum Wohle der Volksmassen beginnen. Ihr werdet Rußland landwirtschaftliche Maschinen, Lokomotiven, Medikamente und Techniker geben, Rußland wird Euch Brot, Zucker, Leder, Wolle usw. dafür liefern.

Proletarier aller Länder, vereinigt Euch zum Kampf gegen die Kapitalisten! —

Proletarierinnen aller Länder, seid alle in ihren Reihen und erkämpft gemeinsam den Sieg! —

Dieses Büchlein soll Euch die russischen Arbeiterinnen in voller Wahrheitstreue schildern. Es soll Euch zeigen, wie immer neue

und neue Arbeiterinnen- und Bäuerinnenmassen sich dem allgemeinen Kampf anschließen. Und wenn Ihr diese ferneren Kämpferinnen ganz nah vor Euch sehen werdet, dann werden wohl Eure proletarischen Herzen ihnen entgegenschlagen, und Ihr werdet zu ihnen sprechen: „Habt Dank für Euer Beispiel, tapfere Schwestern! Wir werden denselben Weg wie ihr beschreiten, den Kampf um die Macht aufnehmen und die Macht erobern, die staatlichen Grenzen der kapitalistischen Habgier und des Hasses niederreißen und uns mit Euch verbinden.“

Die Textilarbeiterin Kaligina.

„Nur ein Mensch,
der ein Kämpfer ist,
ist in meinen Augen wirklich
Mensch.“

Eine stattliche, etwa 30 jährige Frau mit kurzgeschnittenem dunklen Haar und starker sicherer Stimme. Jede Arbeiterin, jeder Rotarmist, die sie irgend wann gehört haben, sagen mit stolzer Freude: „Unsere Kaligina ist ein ganzer Kerl!“ Und dieser Stolz ist berechtigt. Augenblicklich studiert Kaligina an der Kommunistischen Swerdlow-Universität, die zugleich höhere Parteischule ist. Doch bleibt ihr nicht viel Zeit zum Studieren. Mit dem Buch in der Hand sieht man sie von Versammlung zu Versammlung eilen. Das an Führern und Rednern so reiche Arbeiter-Moskau kann ohne sie nicht auskommen. „Was soll ich tun, ich gehe hin“, sagt Kaligina lächelnd, „bin schon wieder heiser vom vielen Reden und zum Studium hab' ich nur noch vormittags Zeit“. Man fühlt es, es tut ihr leid, daß sie nicht noch mehr Zeit aufbringen kann, um sich die für ihre Agitationsarbeit so notwendigen Kenntnisse anzueignen.

Wir kommen in die Versammlung. Die sonntäglich gekleideten Arbeiterinnen sitzen schon erwartungsvoll da. Zunächst führen die Jugendlichen zur großen Befriedigung der Zuhörer eine Humoreske von Tschchow auf. Die „Schauspieler“ bleiben dann in der Versammlung und hören mit glänzenden Augen der Genossin Kaligina zu. Auch die Arbeiterinnen passen mit größter Aufmerksamkeit auf. Kaligina spricht ihre Mundart und so oft sie die Kapitalisten erwähnt, fügt sie ein saftiges Schimpfwort hinzu. Doch nicht darin liegt die starke Wirkung ihrer Worte. „Liebe Genossinnen“, sagt sie, „ich weiß, wie schwer ihr es habt. Ich weiß, daß die früheren Ausbeuter und Popen*) — es gibt ja viel von diesem Gesindel — euch zuflüstern, das ganze Uebel käme nur von den Kommunisten. Wenn die wirklichen Herren, Denikin oder Kolttschak, am Ruder wären,

*) Geistliche der griechisch-katholischen Kirche, die vor der Oktober-Revolution in Rußland die Staatskirche war.

würde alles wieder gut sein. Urteilt selbst, Genossinnen, was das für ein Unsinn ist! Werden denn unter Denikin und den Generälen die Lokomotiven von selber laufen, die Fabriken von selber arbeiten, oder werden etwa die Besitzer selber mit hochgekrämpelten Ärmeln an die Arbeit gehen, oder gar ihre Damen die gepflegten Hände durch Arbeit beschmutzen? Nein, nur Kuchen und weißes Brot werden sie essen wollen, euch aber wird man mit Peitschen und Bajonetten zwingen, den Kuchen und das weiße Brot für sie — und das schwarze Brot für euch selber — heranzuschaffen. Sie sagen, daß man nur die Kommunisten für alles verantwortlich machen, daß man nur ihnen alles nehmen würde. Aber wer sind denn die Kommunisten? Die Besten von Euch, die fortgeschrittensten Arbeiter und Arbeiterinnen. Ich z. B. bin Kommunistin, und was könnte man mir nehmen? Ein bißchen Haar — und auch das habe ich an der Front durch Typhus verloren. Nein, Genossen, den Sieg der weißen Garden würde die gesamte Arbeiterklasse mit Schweiß und Blut bezahlen. Aber das wird nie sein, unsere braven Rotarmisten kämpfen tapfer und auch die Arbeiterinnen hinter der Front tun ihre Pflicht. Die Zeit ist vorbei, wo man sagen konnte: die Weiber haben lange Haare, aber kurzen Verstand. Die Arbeiterin hat bewiesen, daß sie nicht nur langes Haar, sondern auch einen ziemlich starken Verstand hat. Sie hat rasch begriffen, worum es sich handelt.“

Es ist schwer zu schildern, mit welcher stolzer Freude Kaligina vom Verstand und der Energie der Arbeiterinnen spricht. Ihr ganzes Gesicht strahlt und ihre klugen Augen umfassen liebevoll das Auditorium*). In jeder Versammlung, in jeder Rede wiederholt sie diesen Satz; sie liebt ihn anscheinend selbst sehr, und die Frauen hören ihr zu, ohne den Blick von ihr zu wenden. Sie lächeln, wenn sie lächelt, und werden ernst, wenn sie ernst spricht. Es ist nicht notwendig, sie ihnen als „Arbeiterin“ vorzustellen. Ihre starken, schwierigen Hände, ihre Ausdrücke, ihre Auffassungsweise bekunden, daß sie mit Leib und Seele zu ihnen gehört. Und trotzdem hört man immer nach ihrer Rede endlose Fragen: „Ist sie wirklich Arbeiterin, war sie es bis zur letzten Zeit, in welcher Fabrik hat sie gearbeitet, wie ist sie so geworden?“ Die Arbeiter und Arbeiterinnen umringen die Kaligina und lassen sie nicht fort. Sie wollen sie immer noch etwas dahaben, wollen immer noch etwas fragen. Sie sagt zu jedem „Du“. Da ist z. B. ein junger Arbeiter. Er fragt sie, warum dies und jenes schlecht organisiert sei. Sie faßt seinen Ärmel: „Mein Lieber, versteh' doch, wenn man das einfachste Haus abreißt, was entsteht da für ein Staub und Schmutz. Wir haben das Jahrhunderte alte morsche Gebäude des Kapitalismus abgerissen. Natürlich liegen da viel Trümmer und Schmutz herum. Aber wir bauen schon das neue Gebäude des Kommunismus auf — das ist das Wichtigste, mein Freund — ein schönes, helles

*) Zuhörer.

Gebäude bauen wir und der alte Schmutz wird schon beseitigt werden, man muß nur arbeiten.“ Kaligina verspricht wiederzukommen und wir setzen uns in den Wagen. Aber von neuem kommt eine Arbeiterin heran. „Genossin, Kaligina, Liebe, sage mir, was ich tun soll. Ich habe neulich in der Zeitung gelesen, daß in Keval amerikanische Lokomotiven für uns eingetroffen sind und vor lauter Freude erzählte ich es sofort in unserer Werkstatt*). Jetzt aber ist diese Nachricht dementiert worden. Man wird mich doch für eine Lügnerin halten“. „Nun“, sagt Kaligina, „du kannst ihnen ruhig sagen, daß Lokomotiven aus dem Ausland kommen werden. Wir verhandeln nicht nur mit Amerika, sondern auch mit England. Außerdem werden wir auch auf die Arbeiterrevolution im Westen nicht mehr lange zu warten haben. Du bist keine Lügnerin. Lokomotiven werden schon kommen. Vor allem muß man aber selbst arbeiten.“

Kaligina ist ganz heifer geworden, aber sie ist unermüdlich. Während wir fahren, erzählt sie mir ihre Geschichte. „Ich war früher Analphabetin**) und arbeitete in einer Fabrik. Vor mehreren Jahren trat ich der bolschewistischen Partei bei. Zu der Zeit lernte ich lesen, im Schreiben bin ich auch heute noch schwach, mache viele Fehler. Während der Februar-Revolution 1917 wurde ich in den Arbeiterrat gewählt, dann vom Arbeiterrat zur Instruktorin ernannt. Das war eine scheußliche Arbeit. Der Instruktor mußte die Arbeiter beruhigen, und zugleich mit den Fabrikanten verhandeln. Hier kleine Kompromisse, dort kleine Kompromisse und so immer weiter. Der Besitzer aber und der Verwalter taten, was sie wollten. Heimlich entfernten sie aus der Fabrik Maschinen und Rohstoffe und verkauften sie. Uns aber wurde gesagt, die Arbeiter hätten gestohlen und man müsse die Diebe auffindig machen. Der menschenwristische Betriebsrat blieb untätig — als sei er mit ihnen im Bunde. Unsere Arbeiterinnen wählten damals noch Menschewisten, die ihnen alles Mögliche und Unmögliche versprachen. Einmal fragte ich eine alte Arbeiterin: „Warum stimmst Du für die Menschewisten?“ „Weil sie doch Altersheime für uns bauen werden“, antwortet sie. „Wer hat Dir das gesagt?“ „Der Vorsitzende des Komitees selbst“. „So also seid ihr“, denk ich mir, „nun, ich nehms mit euch auf!“ Und in der nächsten Betriebsversammlung sagte ich: „Arbeiter und Arbeiterinnen! Die Menschewiki betrügen Euch. Der Fabrikant verkauft im Geheimen nach und nach die ganze Fabrik und ihr werdet bald auf der Straße liegen. Der Betriebsrat aber schweigt. Die Menschewiki sagen Euch, daß sie Altersversorgungsheime gründen werden. (Anscheinend war das während der Wahlen zur Stadtduma.) Aber in eine politische Partei geht man nicht um der Versorgungsanstalt willen, sondern um zu kämpfen. Die politische

*) Jede Arbeiterin in Rußland weiß, daß Rußlands Wohlstand von Lokomotiven abhängt.

**) eine, die nicht lesen und schreiben kann.

Partei und jedes ihrer Mitglieder müssen kämpfen, sonst taugen sie nichts. Nur ein Mensch, der ein Kämpfer ist, ist in meinen Augen wirklich Mensch.“ Hier entstand ein fürchterlicher Skandal. Der menschenwristische Betriebsrat wurde abgesetzt, alles ruft: „Kaligina soll in den Betriebsrat gehen, ihr trauen wir!“ Und so wurde ich zur Vorsitzenden des Betriebsrates gewählt. Das war ein Leben! Nie hab ich es schwerer gehabt. Mit dem Verwalter konnte ich absolut nicht auskommen. Dieser Halunke setzte seine Niederträchtigkeiten fort, löste die Fabrik durch Verkauf von Maschinen und Rohstoffen weiter auf. Ich habe Wachtposten aufgestellt, die Tag und Nacht Wache hielten. Es half nichts. Nun denk ich mir, die Fabrik wird geschlossen werden, und die Arbeiterinnen werden sagen, ich sei schuld. Beinahe hätte ich mir das Leben genommen vor Verzweiflung. Zum Glück brach die Oktober-Revolution aus. Ich weiß nicht, was sonst geschehen wäre. Mit einem Schlage wurde alles anders. Der Verwalter wurde vertrieben, die Fabrik übernahmen wir selber. Zunächst war es sehr schwer, die Disziplin herzustellen. Zu stark war die Erregung in den Arbeitermassen und zu groß noch die Unaufgeklärtheit. Dann wurde es besser. Wir bekamen Rohstoffe und bis zu diesem Moment arbeitet, Gott sei Dank, unsere Fabrik. Nach der Oktober-Revolution wurde ich wieder in unseren Bezirksrat gewählt. (In Moskau besteht neben dem Stadt-Arbeiterrat in jedem Bezirk ein Bezirksrat). Dann wurde ich in das Exekutiv-Komitee des Arbeiterrats gewählt, wo mir die Verwaltung der Speisehallen des Bezirkes aufgetragen wurde. Viel habe ich mich damit herumgequält, viel geschimpft. Es ist so schwer, Speisehallen gut zu organisieren. Aber wie wichtig ist es! Es dient ja dazu, die Arbeiterinnen vom Kochtopf loszulösen. Fast zusammengebrochen wäre ich bei dieser Arbeit, ganz mager bin ich geworden. Dann kam der räuberische Vormarsch Koltshaks. An alle Parteioorganisation erging der Beschluß des Zentralkomitees, einen Prozentsatz der Mitglieder für die Arbeit an der Front zu mobilisieren. Mir wurde gesagt: „Geh für eineinhalb Monate an die Front.“ Mein Amt mußte ich beibehalten, nur eine Vertreterin wurde für mich gestellt. Für eineinhalb Monat sollte ich an die Front gehen und eineinhalb Jahre bin ich dort geblieben. „Warum das?“ „Man ließ mich nicht fort“. „Was hast Du an der Front getan?“ „Alles mögliche, ich habe agitiert und organisiert. Dann hatte ich meine bestimmte Arbeit. Hast Du von den Arbeitsbataillonen gehört?“ „Nein, was ist das?“ „Sie wurden gebildet, als Koltshak noch im Vormarsch begriffen war. Immer, wenn unsere Truppen sich zurückzogen und die weißen Garden noch nicht alles besetzt hatten, ging ich durch unsere Front in diesen Gebieten, erzählte den noch zurückgebliebenen Arbeitern, was ihnen unter Koltshak bevorsteht und überredete sie, zu uns in die sogenannten Arbeiterbataillone zu kommen, um zusammen mit uns gegen Koltshak zu kämpfen. „Und kamen viele?“ O, ja! 500 bis 600 folgten mir jedesmal. Die Arbeiter begreifen rasch, wo ihr Platz ist. Und

wie hingen sie nachher an mir und ich an ihnen! Ich kam in die Bataillone wie in meine eigne Familie. „Bist Du nie dabei hineingefallen? Es ist doch sehr gefährlich?“ Einmal wurde ich von den Weißen verhaftet. Man wollte mich erschießen, aber es gelang mir zu entweichen. Diese Arbeit gefiel mir am besten. Sogar eine Belohnung habe ich zum Dank dafür von der Republik bekommen, — eine goldene Uhr. — Oft ging ich auch an die Front in die vorderste Linie, zunächst nicht als offizielle Propagandistin, sondern nur um zu helfen. Zu erzählen was für Unheil die Weißen anrichten, wie sehr die Bauern die Ankunft der roten Truppen, die sie als ihre Erlöser betrachten, erwarten. Meist band ich mir ein Tuch um den Kopf, so daß ich wie eine Ortsbewohnerin aussah und ging von Gruppe zu Gruppe. Später erkannten mich schon die Soldaten. „Das ist ja die Kaligina, die Agitatorin“, sagten sie. Auch mit Bauern hatte ich zu tun. Wir mobilisierten sie, aber nicht alle wollten mitgehen. Oft hörte man sie sagen: „Heute nehmt ihr den einen Bruder, und morgen wird Kolttschak den anderen nehmen. So wird Bruder gegen Bruder kämpfen müssen.“ Die zwei Tage vor dem Einberufungstermin verbrachte ich bei ihnen im Dorf, unterhielt mich mit ihnen, sprach in den Zusammenkünften, in Gruppen und Hütten, mit Frauen, Greisen und mit der Jugend, — mit allen. Ich bemühte mich, ihnen zu erklären, daß es für sie keinen anderen Ausweg gäbe, daß es ihnen unter Kolttschak schlimm ergehen würde, daß auch die Arbeiter und Bauern, aus denen die rote Armee besteht, ihren Grund und Boden, ihre Arbeit und ihre Familie verlassen mußten, und hergekommen seien, um sie zu befreien. Sie schienen das schließlich zu begreifen. Dann gab ich den Befehl: Morgen früh müssen die Listen aller, die mobilisiert werden, vorgelegt werden. Am nächsten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, kommt ein Rotarmist zu mir gelaufen. „Genossin Kaligina, komm rasch, die Bauern haben sich in hellen Scharen versammelt. Sie schreien und lärmen!“ Ich kleide mich rasch an, lege meinen Revolver in die Tasche und gehe hinaus. Die Bauern stehen tatsächlich in großen Mengen da. Vollkommen ruhig sage ich zu ihnen: „Guten Morgen, das ist gut, daß ihr so früh die Listen bringt, gebt sie her.“ Selbst aber weiß ich wohl, daß sie nur rebellieren wollen. „Wir geben Euch keine Listen, heute mobilisiert ihr, morgen Kolttschak, wir machen das nicht mit.“ Sie lärmen, drohen und sind nicht zu beschwichtigen — sie haben alles, was sie gestern zu begreifen begonnen hatten, vergessen. Es mußte also anders gegen sie vorgegangen werden.

„Solch ein Gesindel also seid Ihr“, schreie ich aus voller Kehle, „Eure eignen Interessen versteht Ihr nicht. Muß denn Kolttschak unbedingt jeden Einzelnen von Euch durchprügeln lassen, bis Ihr verstanden habt, worum es sich handelt!“ Ich ziehe meinen Revolver und schieße zweimal in die Luft. Die Menge stiebt auseinander. Ein Bauer ist sogar vor Schreck in einen Heuschaber gekrochen. Ganz mit Heu bedeckt kommt er von dort hervor. „Wo-

zu bist Du da hineingekrochen“, fragt man ihn. Er schämt sich. „Ich mußte austreten“, antwortet er. Gott wie wurde er ausgelacht. Ich fühlte, daß ich gewonnenes Spiel hatte. „Hört, meine Lieben“, sagte ich, „ich habe es satt, mich mit Euch herumzuzanken, ich muß weiter. Um 12 Uhr haben die Listen da zu sein.“ Ganz butterweich wurden sie nach den „Schüssen“. „Gut, wir werden sie bringen.“ Und was meinst Du, sagt Kaligina triumphierend, sie haben sie gebracht. Und sie lacht bei der Erinnerung, wie sie die Bauern überlistet hat und allein mit einem kleinen Revolver gegen eine 300 Mann starke Menge vorgegangen ist. Aber unser Kutscher, ein Bauer von etwa 40 Jahren, der bis dahin wohlwollend zugehört hatte, macht ein finsternes Gesicht. Es gefällt ihm nicht, daß das „Fräulein“ so streng mit den Bauern umgegangen ist und daß sie einen härtigen Familienvater sogar gezwungen hat, in einen Heuschaber zu kriechen. Aber auch er empfindet instinktiv, daß ein unerschütterlicher Glaube an die allgemeine Sache dieser Tochter des Volkes und tausend andern die Kraft zu ihrer aufopferungsvollen Arbeit verleiht, und daß darum weder eigener, noch fremder Tod sie von dem einmal eingeschlagenen Weg zurückhalten kann.

An der Front erkrankte Genossin Kaligina an Flecktyphus und wurde nach Moskau gebracht. Nach ihrer Genesung trat sie in die kommunistische Universität ein. In einigen Monaten wird sie sie absolvieren, zur praktischen Arbeit zurückkehren, und natürlich wieder in den ersten und gefährlichsten Reihen kämpfen. Wenn sie dabei nicht ihren frühzeitigen Tod findet, so werden die russischen Arbeiterinnen und Bäuerinnen in ihr eine ihrer besten Führerinnen finden. Denn selbst aus ihren Reihen, wo es so viele talentvolle und aufopferungsfähige Menschen gibt, sind bisher nur wenige solcher Menschen wie Kaligina hervorgegangen.

Die Schneiderin Nikolajewa.

An der Arbeiterfront.

Es war im Herbst 1919, einige Monate vor dem endgültigen Sieg über Denikin, als die Arbeit für die Front die Lösung des Tages war. Die Arbeiterinnen-Abteilungen der Kommunistischen Partei kannten zu jener Zeit neben dieser Aufgabe nur noch eine: die Heranziehung der Arbeiterinnen zur Arbeit in den Sowjetorganen, damit sie lernen sollten, an der Verwaltung des Landes teilzunehmen und damit außerdem in diesen Institutionen, in denen auch die frühere Bourgeoisie beschäftigt wurde, ein wachsaues Auge vorhanden sei. Damals lernte ich in einer Delegiertenversammlung die Schneiderin Nikolajewa kennen: eine stille, in sich gefehrte Frau, der man es ansah, daß sie eine alte Kommunistin, ein kluger, tüchtiger Mensch war. „Warum wollen Sie nicht in irgendeinem Sowjet-

organ arbeiten?" fragte ich sie. „Sie könnten dort sehr nützlich sein und auch selbst Befriedigung finden.“ „Nein“, meinte sie, „ich will die Werkstatt, die ich leite, nicht verlassen. Wir haben viel zu tun. Wir nähen fertige Kleider, die auf Bezugsscheine verkauft werden. Unsere Werkstatt arbeitet schon viele Jahre, sie ist sehr groß und hat früher viele minderjährige Arbeiterinnen beschäftigt. Unsere erste Aufgabe war die Entfernung der Kinder unter 14 Jahren aus der Werkstatt und ihre Unterbringung in Schulen. Die jugendlichen Arbeiterinnen von 14—18 Jahren haben wir in ein besonderes Zimmer gesetzt und ihnen aus eigenen Kräften eine Art Fachschule eingerichtet. Früher wurden die Jugendlichen hauptsächlich als Laufmädchen beschäftigt, sie bekamen nur die Arbeit, die für die Besitzerin am vorteilhaftesten war; die richtige Schneiderarbeit zu erlernen, gab man ihnen kaum die Möglichkeit. Jetzt wird jede in einem bestimmten Zweig ausgebildet, und bald werden sie alle gute Schneiderinnen sein. Ihr Arbeitstag beträgt laut Dekret*) sechs Stunden. Auch in der Werkstatt, in der Erwachsene arbeiten, führen wir neue Sitten ein. Früher, wissen Sie, nähte man ein Kleid umso lieber, je kostbarer die Stoffe waren. Das war sicherlich nicht Liebe zur Schönheit, sondern nur widerliches Kriechertum vor der Bourgeoisie. — Auch meine Arbeiterinnen hingen noch an den alten Gewohnheiten. „Wir sind gewohnt, mit Seide und Gazestoffen zu arbeiten (unsere Werkstatt hatte bis zur Oktoberrevolution nur feine Kleider hergestellt). Jetzt aber bei Kattun und Satinstoffen werden wir uns nur die Hände und den Geschmack verderben.“ Ich mußte mit ihnen viel darüber reden, sie neu zu erziehen versuchen. Ich sagte: „Für wen habt ihr früher Samt- und Seidenkleider genäht? Für eure Unterdrücker und ihre Weiber, die nie einen Finger rührten. Jetzt aber näht ihr für eure Schwestern, für Arbeiterinnen, die wiederum für euch arbeiten. Zeigt, was ihr könnt, näht schön und elegant aus Satinstoffen. Wie angenehm wird es der Arbeiterin sein, wenn sie auf ihren Bezugsschein ein elegantes Kleid bekommt.“ Nach und nach waren sie mit mir einverstanden, und jetzt geht unsere Arbeit ganz gut. Ich möchte ihnen nur mehr politische und geistige Bildung geben, das würde sie, abgesehen von allem anderen, auch etwas von ihren Lappen ablenken, nicht von denen, die sie nähen, sondern von denen, die sie tragen. Leider fehlt mir die Zeit dazu. Wir arbeiten von 9—5 Uhr. Ich aber komme schon um 8 Uhr und gehe erst um 6 Uhr fort, denn ich muß die Werkstatt schließen und öffnen.“ „Und ihre Familie?“ „Mein Mann ist an der Front und mein vierjähriges Töchterchen habe ich aufs Land geschickt. Da ich so beschäftigt bin, kann ich sie hier ohnehin nicht so erziehen, wie ich es gerne möchte. Dort aber lebt sie in gesunden Verhältnissen.“

Die Genossin Nikolajewa lud mich in ihre Werkstatt ein. Ich sollte dort von dem eben stattgehabten siebenten Rätekongreß Bericht

*) Verordnung.

erstatten, und ich folgte gern ihrer Einladung. Die Werkstatt machte in jeder Hinsicht einen vorzüglichen Eindruck. Die Arbeiterinnen waren fröhlicher und interessierter als anderswo und das nur deshalb, weil unter ihnen eine kluge ergebene Kommunistin war, unter deren Händen alles umgewandelt wurde. Der Nikolajewa ist es gelungen, die Arbeiterinnen zur Disziplin und Ordnung zu erziehen, Interesse für die Arbeit zu wecken und Zuverlässigkeit in ihrer Ausführung zu erzielen. Sie hat in ihrer Werkstatt die Politik der Räteregierung in bezug auf die Arbeit Minderjähriger ins Leben umgesetzt. Sie sorgt für die geistige und moralische Entwicklung ihrer Arbeiterinnen, mit einem Wort — unbemerkt in aller Stille — schafft sie eine der Zellen der künftigen kommunistischen Gesellschaft. Um dieser Arbeit willen hat sie sich freiwillig von ihrem Kind getrennt, ihren Arbeitstag um zwei Stunden verlängert. Sie hat in der großen Revolution, die jedem tüchtigen Arbeiter freie Bahn eröffnet, selbst ihren Platz gefunden, und seit Oktober 1917 führt sie die Losung durch, die die Kommunistische Partei Rußlands erst im März 1920, d. h. zweieinhalb Jahre später — zur allgemeinen Losung machen konnte: Alles für die unblutige Arbeitsfront! Keine andere Losung konnte sie während dieser Zeit von dem einmal eingeschlagenen Weg ablenken. Sie blieb fest in ihrem Beschluß, in ihrer Werkstatt zu bleiben. Sie ist eine echte Arbeiterin, die die Produktion liebt, eine von jenen Tausenden, die unter der Führung der Kommunistischen Partei die große, schöpferische Arbeit der Massen zur Einführung des Kommunismus vollbringen.

Astasjewa, die Bierbrauerei-Arbeiterin.

Der Balkon einer Fabrikanten-Villa, der auf den weiten, sauberen Fabrikhof hinausgeht. Bequeme Sessel und Chaiselongues. In diesem Haus befindet sich jetzt der Arbeiter-Klub der Fabrik. Auf einem Sessel sitzt eine sauber gekleidete Arbeiterin, die ein weißes Tuch um den Kopf gebunden hat, und liest aufmerksam die Zeitung. Ihre schöne schlanke Hand trägt einen Trauring. Wir beide warten auf den Beginn der Betriebsversammlung und kommen mit einander ins Gespräch. Aus Mangel an Rohstoffen ist die Brauerei vor drei Wochen geschlossen worden, aber die Arbeiter erhalten ihr volles Gehalt. Genossin Astasjewa erzählt mir sehr lebendig, wie es hier zuging, als die Brauerei noch im vollen Betrieb war. „Wir, die Arbeiterinnen, haben unter anderem die Flaschen mit Bier gefüllt. Mit der einen Hand wurde die Flasche unter den Hahn gehalten, mit der anderen die gefüllte Flasche beiseite gestellt. So arbeitete man ununterbrochen mit beiden Händen wie beim Kuhmelken. Aber gefährlich war diese Arbeit. Oft trugen wir Schnittwunden davon.“ „Wieso denn?“ „Wenn die Flasche schlecht oder

der Druck zu groß ist, dann platzt sie in der Hand, die Gläserben schneiden ins Fleisch ein, und die Splitter fliegen ins Gesicht und in die Augen. Jeden Tag kamen solche Fälle vor."

Welche gefährliche Formen kann die unschuldigste Arbeit in der kapitalistischen Gesellschaft annehmen, denke ich, während sie ruhig fortfährt: „Ich habe mich in den vielen Jahren meiner Arbeit nur zweimal verletzt“, und sie zeigt mir die Narben an ihren schlanken Händen. Diese Narben hindern sie aber nicht, ihre Arbeit zu lieben. Mit Begeisterung erzählt sie mir von den vervollkommnungen, die der Besitzer kurz vor der Revolution eingeführt hatte. Da sie mit so viel Feuer davon spricht, so frage ich sie: „Zu welcher Zeit gefiel es Ihnen besser, damals oder jetzt?“ „Jetzt natürlich“, antwortet sie. „Die Menschen sind doch ganz anders geworden, das ist die Hauptsache. Sie hätten hören müssen, wie unsere Arbeiter früher immer schimpften, wie grob und ungeschlacht sie waren. Unsere Arbeiter kamen meistens direkt vom Dorf, sie lebten losgerissen von der Stadt an der Peripherie*) Moskaus, sie kannten nichts als ihre Brauerei. Am Sonnabenden veranstaltete der Besitzer eine Sauferei, überhaupt wurde viel getrunken, und vom Suff wurden die Menschen natürlich nicht besser. Wie ging der Besitzer und der Verwalter mit uns um! Jedesmal, wenn man sie traf, und wenn es hundertmal am Tage war, mußte man sie grüßen. Sprechen durfte man mit ihnen nur mit entblößtem Kopf; und wie sie die Mädchen verdarben! Hier in diesem Haus wohnte der Verwalter“, und sie zeigte auf ein schönes zweistöckiges, von einem Garten umgebenes Haus. Es war Frühling und der Flieder blühte. „Und was ist dort jetzt?“ „Oben ist die Kinderkrippe unserer Fabrik, und unten wollen wir jetzt einen Kindergarten für Kinder von 3—7 Jahren einrichten. Ich bin zur Vorsitzenden der Wohnungskommission gewählt worden. Gerade gestern habe ich nach endlosen Terminverschiebungen die Mutter des früheren Besitzers aus ihren Zimmern verwiesen. So bekommt jetzt der Kindergarten das ganze Stockwerk und den Garten. Nach der Revolution sind wir endlich mit den Arbeitern des übrigen Moskaus in Verbindung getreten. Wir veranstalteten Versammlungen, eröffneten einen Klub. Die Arbeiter sind seither ganz andere Menschen geworden. Besonders hoch politisch entwickelt sind sie freilich noch nicht. Wenn ihnen irgend etwas nicht gefällt, so schimpfen sie sofort auf die Kommunisten. Sowie aber ein Kommunist spricht, und ihnen die Sache klar macht, so sind auch die Zurückgebliebensten mit ihm einverstanden. Mir aber ist es immer schon vorher klar, daß wir den richtigen Weg gehen, daß es keinen anderen gibt.“

„Sind sie Kommunistin?“

„Ich bin in Allem mit den Kommunisten einverstanden, aber der Partei gehöre ich offiziell noch nicht an, ich werde ihr aber bald beitreten.“

*) Außengrenze.



Arbeiterinnen beim Lesen- und Schreibenlernen.

Es klingelt und wir gehen in den Saal. Auf der Bühne hängen die Fahnen der Fabrik. Eine davon trägt die Aufschrift:

Eure Toten brauchen weder Tränen noch Lieder,
Ehret sie auf andere Art,
Schreitet über die Leichen hinweg
Die Fahne vorwärts tragend, die ihnen entfiel.

Den Vortrag hält ein Arbeiter mit bleichem, klugem Gesicht. Seit 1914 ist er Soldat; durch die Parteimobilisation wurde er in die Rote Armee beordert, war verwundet und ist noch jetzt nicht ganz hergestellt. Seine Hand liegt in einer Binde. Er fordert die Arbeiter auf, ihre ganze Kraft in der Arbeitsfront einzusetzen. Solange der Betrieb stillsteht, wird das Arbeitspersonal an der Eisenbahn beschäftigt, wo augenblicklich die dringendste Arbeit vorliegt. Es stellt sich heraus, daß er der Mann der Astasiowa ist. „Warum ist Ihre Frau nicht in der Partei?“, fragte ich ihn nach der Versammlung. „Sie muß unbedingt bald eintreten. Man könnte ihr die Organisation der Arbeiterinnen ihres Betriebes anvertrauen: denn, wie Sie wissen, können mit dieser Arbeit nur Parteimitglieder beauftragt werden.“ „Ja, sie gehört wohl zu uns und ist eine tüchtige Frau“, sagte er lächelnd, „aber sie ist politisch noch nicht reif genug, um Mitglied unserer Partei zu sein. Mag sie noch eine zeitlang so arbeiten und sich entwickeln.“ So stehen die besten russischen Arbeiter ihrer Partei gegenüber, so sind die Anforderungen gewachsen, die sie an sich selbst, an die Proletarierinnen des freien Rußlands stellen.

Alexejewa, Arbeiterin einer Flugzeugfabrik.

An einem klaren Wintertag veranstalteten wir in einem Betrieb an der Peripherie Moskaus eine Arbeiterinnenversammlung, die ausschließlich von ungelerten Arbeiterinnen besucht war. Die Frauen standen Schulter an Schulter im kleinen Raum und hörten aufmerksam der Rednerin zu. Zum Schlusse forderten wir sie auf, aus ihrer Mitte Vertreterinnen, die sogenannten „Delegierten“, zu wählen, um eine Verbindung zwischen sich und der Bezirksarbeiterinnenabteilungen herzustellen. Die Wahlen beginnen. Während der Reden hatte absolute Ruhe geherrscht, jetzt aber gerät alles in volle Unordnung. Man nennt die Kandidatinnen, schreit und streitet lebhaft. „Genossinnen“, ertönt plötzlich eine starke Stimme, „seid doch still und hört zu, ich werde euch sagen, wie die Wahl vor sich zu gehen hat.“ Alles beruhigt sich, und dieselbe etwas derbe Stimme beginnt sachlich auseinanderzusetzen, wie die Wahlen stattzufinden haben. Ich schaue mich um. Hinter mir auf einer Bank steht ein mittelgroßer Mann in Lederhosen, Lederjacke und mit hoher Pelzmütze auf dem Kopf. Während er spricht, gestikuliert er mit den kleinen Händen. „Wer ist das?“, frage ich meine Nachbarin. „Unsere

Organisatorin Alexejewa“, antwortet sie. „Nein, ich frage nach dem Genossen“, sage ich und zeige auf den Mann, der gerade seine Rede zu Ende führt und geschickt von der Bank herunterspringt. „Nun ja, das ist ja die Alexejewa.“ Ich sehe noch einmal hin.

Ein kluges, etwas spöttisches Gesicht, lebhaftes Augen. Wenn man näher hinschaut, sieht man, daß es eine Frau ist. Alexejewa war wie Hunderte andere russische Arbeiterinnen von der Partei zur Arbeit an die Front geschickt worden. Von dort kam sie in Männerkleidung zurück, die sie jetzt immer trägt. Von dort hat sie auch die Gewohnheit mitgebracht, von sich im männlichen Geschlecht zu sprechen.

Die Arbeiterinnen haben sich an all das gewöhnt. Sie kommen ihr mit großer Liebe und Achtung entgegen, und Alexejewa verdient es. Selten habe ich eine so heiße Liebe zu den Arbeiterinnen gesehen, wie bei ihr, eine so grenzenlose Ergebenheit und einen so leidenschaftlich ausgeprägten Wunsch, sie zu Klassenkämpferinnen zu machen, ihr schweres Leben zu erleichtern. Im Winter, im ärgsten Frost, läuft sie in die weit voneinander entfernt liegenden Fabriken ihres Bezirks, um eine Versammlung zu veranstalten, oder nur um die Arbeiterinnen noch einmal an die bevorstehende Versammlung zu erinnern. Ich sehe sie noch vor mir am 8. März, dem Internationalen Frauentag. In allen Bezirken Moskaus wurden politische Versammlungen mit musikalischen Vorführungen, die diesem Tag gewidmet waren, veranstaltet. Die Versammlung im Butirkibezirk, wo Alexejewa arbeitet, fand im Volkshause, einem mächtigen Gebäude mit Wintergarten statt, in dem sich früher das in ganz Rußland berühmt gewordene Restaurant „Jar“ befand; hier pflegte die Bourgeoisie, vor allem die berühmten Moskauer Kaufleute ihre Millionen durchzubringen. In einem früheren „Chambreséparée“ mit Kristallspiegeln, Klavier und mit kostbaren seidenbespannten Möbeln war ein Erfrischungsraum eingerichtet. Hier erhielten die Arbeiterinnen vor der Versammlung Tee mit Bonbons anstatt Zucker und Butterbrote. Im revolutionären Rußland hat sich das Auge an ein solches Bild so sehr gewöhnt, daß es einem gar nicht mehr merkwürdig erscheint, die einfachen, oft ärmlichen Kleider der Arbeiterinnen in den Prachtfesseln zu sehen. Die Glocke ertönt, und stark erregt erscheint Alexejewa. „Kommt herunter, wir fangen gleich an, nachher werdet ihr euren Tee zu Ende trinken“, sagt sie. Alle erheben sich und steigen lärmend die hellerleuchteten Treppen hinunter.

Im Saal, auf der Bühne, läutet Alexejewa noch einmal. Nachdem sich alles beruhigt hat, und selbst die kleinen Kinder auf den Armen ihrer Mütter zu weinen aufgehört haben, eröffnet sie die Versammlung, gratuliert nach Bauernart den Arbeiterinnen zum Feiertag und gibt dem Vorsitzenden des Butirkibezirks-Arbeiterrates das Wort zu einer Begrüßungsansprache. Den Vorsitz führt Alexejewa sehr ruhig, sie versteht es die Ordnung aufrechtzuerhalten. Als mitten in einer Rede ein Kind zu weinen beginnt, steht sie leise

auf, nimmt aus ihrer Tasche ein Stück Zucker heraus (eine große Kostbarkeit in Moskau) und reicht es dem Kind, das sich sofort beruhigt.

Nach anderthalb Stunden geht die Versammlung zu Ende, und im strömenden Frühlingsregen kommen die Künstler auf einem Lastwagen an, der vor dem „Jar“ hält. Es sind acht Mann, in den Händen halten sie kleine Koffer mit Schminke und Kleidern. Jeden Tag kann man in Moskau diese Lastwagen sehen, die früher Möbel oder Mehl transportierten und von denen jetzt ein Teil Kunst und Schönheit in die entferntesten Arbeiterviertel bringt. Es gibt nämlich in Moskau viel mehr Künstler und Zuschauer als Heu und Pferde. Ueberall muß gesparrt werden, doch das Proletariat muß seine „Kunst-ration“ zugeteilt bekommen, und die Künstler fahren gern, wenn auch für hohes Honorar, das ihnen vom Sowjet ausgezahlt wird, da die Konzerte meist unentgeltlich sind. An die kleinen Unbequemlichkeiten haben sich die Künstler schließlich gewöhnt, und zwar umso mehr, als das arbeitende Moskau jetzt mit mehr Freude und Achtung das langsam dahinrollende Gefährt betrachtet, als früher das vorbeisauende Auto mit irgendeiner in Pelz gehüllten Berühmtheit. Die jugendlichen Arbeiter aber, die schon selbst mehrere Theatertruppen geschaffen haben, bitten nicht einmal um Wagen, sondern kommen zu Fuß, ihre Schminke und Kleider in der Hand tragend; selbst einen lebendigen Hund bringen sie mit, wenn das Theaterstück es erfordert. Auch Geld verlangen sie nicht. Das freudige Lachen des Arbeiterauditoriums*) und ein Glas Tee mit schlechten Bonbons und einem Stück Schwarzbrot ist ihnen Belohnung genug.

Genossin Alexejewa übernimmt die Rolle der Wirtin und empfängt die Künstler freundlich. Sie allein hat alles organisiert, die Arbeiterinnen benachrichtigt, für Erfrischungen gesorgt und die Künstler eingeladen. Sie ist zufrieden, doch scheint ihr etwas zu fehlen. „Nur 800 bis 900 Arbeiterinnen sind gekommen“, sagt sie betrübt, dabei gibt es in ihrem Bezirk gegen dreitausend. „Wo sind die anderen geblieben?“

Draußen gießt es in Strömen, die Straßen sind dunkel und schmutzig. Obgleich die Arbeiterinnen an diesem Tage nicht um 5 Uhr, sondern infolge des Frauentags schon um 2 Uhr nach Hause gekommen sind, hat jede in ihrem Haus vollauf zu tun. Und doch ist fast der dritte Teil aller Arbeiterinnen gekommen, um den Tag zu feiern. Der Alexejewa ist das aber zu wenig. Sie hat keine Ruhe, bis sie nicht alle auf die Beine gebracht hat. Sie bietet ihre ganze Kraft auf, um die Frauen in die Bewegung hineinzuziehen. Wenn sie in einer Versammlung spricht und fühlt, daß die Arbeiterinnen in irgendeiner wichtigen Frage mit den Kommunisten nicht einverstanden sind, so wird sie der Frage nie aus dem Wege gehen; sie wird sie im Gegenteil eingehend behandeln und sich alle Mühe geben, ihre Zuhörer zu überzeugen. Dieser Mut

*) Zuhörerschaft, Versammlung.

und diese Beharrlichkeit gehören zu den besten und nützlichsten Eigenschaften dieser Agitatorin.

Im Frühjahr und Herbst werden in jedem Bezirk sogenannte parteilose Arbeiterinnen-Konferenzen veranstaltet, zu denen je zehn Arbeiterinnen eine Vertreterin entsenden. In diesen Konferenzen werden politische Referate gehalten und praktische Fragen aus dem Leben der Arbeiterinnen erörtert. Ihre Beschlüsse und Resolutionen haben eine große politische, oft auch praktische Bedeutung als unmittelbarer Ausdruck der öffentlichen Meinung der breiten proletarischen Massen. Nach diesen Konferenzen wird eine allgemeine Stadtkonferenz einberufen, die von 2-3 Tausend Arbeiterinnen besucht wird. Diese Konferenz hält man für so wichtig, daß Bucharin und selbst Lenin dort referieren. All diese Konferenzen haben außer ihrer unmittelbaren großen Bedeutung noch die Aufgabe, zu zeigen, was die Revolution und die Partei im letzten Halbjahr geleistet haben, um wieviel man dem von Lenin aufgestellten Ziel, „jede Köchin muß dazu angelehrt werden, den Staat zu verwalten und die kommunistische Gesellschaft aufzubauen“ — näher gekommen ist.

Im Frühjahr 1920 war ich in einer solchen Arbeiterinnen-Konferenz des Butirkibezirks, die von etwa 300 Arbeiterinnen besucht war. Es war während der Kapp-Tage. In seinem Referat über die internationale Lage schildert der Referent so ausführlich wie die vorhandenen Nachrichten es gestatteten, den Kampf des deutschen Proletariats und seine ungeheure Bedeutung, nicht nur für die russische, sondern auch für die Weltrevolution. Trotz aller Hinweise darauf, daß der Charakter und die Stärke der Bewegung wie auch die Aussichten auf einen Sieg des deutschen Proletariats uns wenig bekannt seien, daß die Bourgeoisie ihre Positionen nicht so leicht aufgeben werde, wollten die Arbeiterinnen sich den Glauben nicht nehmen lassen, daß die so lang ersehnte deutsche proletarische Revolution endlich gekommen sei. Voll Erregung hörten sie dem Vortrag zu und unterbrachen ihn durch Beifall. Jedesmal kamen Kundgebungen, wenn von der Stärke des deutschen Proletariats, von der Wucht des Streiks, von der Bewaffnung der Arbeiter und besonders, wenn von der Bildung politischer Räte an einzelnen Orten die Rede war.

Zur Ehrung der im Kampf Gefallenen erhoben sich alle von ihren Plätzen, und einstimmig wurde eine Resolution angenommen, in der dem deutschen Proletariat die wärmsten Grüße entboten wurden. Sie endete mit den Worten: „Es lebe der heldenmütige Kampf des deutschen Proletariats! Es lebe sein voller Sieg über die Bourgeoisie! Es lebe das Bündnis Sowjet-Deutschlands mit Sowjet-Rußland! Es lebe die Weltrevolution!“

Alexejewa, die auch diese Konferenz organisiert hatte und in ihr einstimmig zur Vorsitzenden gewählt wurde, war tief bewegt durch die aus Deutschland kommenden Nachrichten. Daß die in ihrer Mehrheit parteilosen Arbeiterinnen so stark reagierten, war ihr ein Beweis, daß die Konferenz ihren politischen Zweck erreicht

hatte. Nachdem sich alles wieder beruhigt hatte, gab sie dem Arzt, der die Medizinal-Abteilung des Bezirks verwaltet, das Wort zu einem Referat über die Bekämpfung der Epidemien, insbesondere des Fleckfiebers und der Cholera. In einer leicht faßlichen Form gibt er den Arbeiterinnen eine Menge nützlicher Ratschläge, doch spricht er so monoton, daß es den Arbeiterinnen schwer fällt, ihm zu folgen. Nach seinem Vortrag ist Alexejewa gezwungen, den Vorsitz einer anderen Arbeiterin zu überlassen, um selbst das Wort zu nehmen. In ihrer lebhaften Art unterstreicht sie die wichtigsten praktischen Schlußfolgerungen, die in der Rede des Arztes nicht klar genug zum Ausdruck gekommen waren. Mitten in ihrer Rede schiebt ihr die Vorsitzende einen Zettel. „Warum schickst du mir einen Zettel zu, sag's so, du weißt doch, daß ich nicht lesen kann“, sagt lächelnd Alexejewa. Die Arbeiterinnen, die meist selbst Analphabetinnen*) sind, lachen mit. Für sie liegt nichts außergewöhnliches darin, daß Alexejewa nicht lesen kann. Der Arzt, der ihr mit großem Interesse zugehört hat, kann sich vor Verwunderung kaum fassen. Diese tüchtige Vorsitzende, diese Frau, die in einem ernstesten medizinischen Referat mit sicherem Instinkt das Wichtigste erfaßt und sofort begriffen hat, wie der Vortrag ergänzt werden muß — war es möglich, daß sie nicht einmal die primitivste Bildung genossen hatte, daß sie Analphabetin bleiben mußte! Und jetzt, wo sie unermüdlich anderen politische Bildung zuträgt, hat sie immer noch keine Zeit für sich selbst gefunden! Das sind die Gedanken, die das Gesicht des Arztes ausdrückt, während er der Alexejewa, die inzwischen wieder den Vorsitz übernommen hat, fest die Hand drückt.

Alexejewa wird natürlich ebenso wie Kaligina und viele andere das Lesen und Schreiben erlernen, aber ist sie nicht auch als Analphabetin eine wahre Kulturträgerin? Eine des Lesens und Schreibens unkundige Arbeiterin, die tausende ihrer zurückgebliebenen Genossinnen organisiert und aufklärt, die die erste, schwierigste Arbeit auf einem noch fast völlig unbeackerten Boden vollbringt. —

Das zurückgebliebene, in seiner großen Masse noch analphabetische Proletariat Rußlands, das als erstes unter seinen aufgeklärten Genossen des Westens den heldenhaften Weg der sozialistischen Revolution beschritten hat, und das, selbst noch unwissend, den Weg bahnt für eine noch nie dagewesene Entwicklung, für eine neue Kultur, die zum erstenmal nicht aufgebaut ist auf der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. — So ist sie, die russische Revolution.

Die roten Krankenschwestern.

Im Herbst 1919 sandte Trotzki die Mitteilung nach Moskau, daß es notwendig sei, Gruppen von Roten Krankenschwestern aus Arbeiterinnen und Bäuerinnen zu bilden, zur Arbeit in militärischen

*) solche, die nicht lesen und schreiben können.

Sanitätsanstalten an und hinter der Front. Der Bedarf an Krankenschwestern war sehr groß. Der Feind hatte Sowjetrußland von allen Seiten umringt, die Front erstreckte sich über Tausende von Kilometern. Verbandszeug und Arzneimittel gab es infolge der Blockade nur in geringen Mengen. Oft mangelte es sogar an Seife und sauberer Wäsche. Um unter solchen Umständen die verwundeten und kranken Rotarmisten den Krallen des Todes zu entreißen, war es notwendig, ein Personal zu haben, das ebenfalls auf der proletarischen Seite der Barrikade stand, das die ganze ungeheure Wichtigkeit dieser Arbeit erfaßt hatte und bereit war, alle seine Kräfte, seine Gesundheit, selbst sein Leben dieser Sache zu opfern. Die vor dem Krieg ausgebildeten Schwestern verfügten über gute medizinische Kenntnisse und Erfahrungen, aber in den früheren Adelsgemeinschaften erzogen, waren sie meist nicht nur gegen das Proletariat, sondern sogar überzeugte Monarchistinnen. Die während des Krieges 1914—1917 ausgebildeten Schwestern, die geringere Kenntnisse hatten, gehörten auch fast durchweg bürgerlichen Kreisen an; nach der Oktober-Revolution hatten die meisten von ihnen diesen Beruf aufgegeben, teilweise, um ungefährlichere und einträglichere Posten als Sowjetangestellte zu bekleiden, teilweise, um zusammen mit der Bourgeoisie in Länder zu flüchten, in denen die Sonne des Kapitalismus noch leuchtet; die anderen arbeiteten bei den weißen Garden. Neben dem Mangel an Ärzten machte sich ein unter den heutigen Verhältnissen besonders schwer zu ertragender Mangel an medizinischem Hilfspersonal bemerkbar.

Das revolutionäre Rußland versteht es, rasch zu arbeiten. Es genügt, daß die Sowjet-Regierung eine praktische Lösung ausgibt, und innerhalb einiger Wochen wird ein ganzes Netz von neuen Einrichtungen geschaffen, in denen später, wenn einige Erfahrung gesammelt ist, die Arbeit besser organisiert und vertieft wird.

So war es auch mit den Roten Krankenschwestern. Das Volkskommissariat für Gesundheitswesen arbeitete ein Programm für Schwesternkurse aus, die drei Monate dauern sollten, die Arbeiterinnenabteilungen entfalteten eine umfassende Propaganda unter den Arbeiterinnen und forderten sie auf, die Kurse zu besuchen. Die Zeitungen, besonders das „Blatt der Arbeiterinnen“, brachten zahllose Artikel über die Rolle und die Bedeutung der „Roten Schwestern“; die Arbeiterinnenabteilung beim Zentralkomitee arbeitete ein Programm aus für den Unterricht im sogenannten politischen A. B. C. Denn die zukünftigen Roten Schwestern sollten nicht nur selbst über die wichtigsten Fragen unserer Revolution Bescheid wissen, sie sollten auch, wo es notwendig sein würde, in der Lage sein, die weniger aufgeklärten Rotarmisten, die eben vom Lande gekommen sind, politisch zu orientieren.

Auf diesen politischen Unterricht wurde besonderer Nachdruck gelegt. Von den täglich sieben Unterrichtsstunden wurden ihm zwei gewidmet. Die neuen Krankenschwestern sollten nicht nur ihrer

Herkunft nach, sondern auch in ihrem Bewußtsein „Rot“ sein. Neben diesen Schwesternkursen, die in großer Zahl errichtet wurden, wurden auch sechswöchige Kurse für Sanitätsgehilfsinnen eröffnet. Und nicht nur das Volkskommissariat für Gesundheitswesen, auch die Arbeiterinnenabteilung gründete Schwestern- und Sanitätsgehilfsinnenkurse.

Tausende von Arbeiterinnen folgten dem Ruf. Es gab unter den Hörerinnen wohl auch Intellektuelle und Bäuerinnen, aber die Hauptmasse bildeten die Arbeiterinnen. Da waren klassenbewußte, erfahrene Proletarierinnen, viele noch ganz junge, opferfreudige Mädchen, da waren auch solche, die jugendliche Abenteuerlust trieb, und auch frühere Prostituierte, die nach der Revolution ihr Gewerbe aufgegeben hatten.

Es gab unter den Hörerinnen Frauen, die Volksschulen absolviert hatten, selbst Lehrerinnen und frühere Gymnasiastinnen, aber neben ihnen gab es solche, die bei ihrer schweren körperlichen Arbeit keine geistige Arbeit gekannt hatten. Es gab unter ihnen überzeugte Kommunistinnen, aber auch solche, die fragten: „Ist Genosse Lenin auch Kommunist?“

Diese so verschiedenartigen Elemente mußten innerhalb von drei Monaten medizinisch und politisch ausgebildet und durch eine gemeinsame Idee miteinander verbunden werden. Die Aufgabe war schwer, aber in Rußland ist alles schwer und schließlich wird doch alles, wenn auch mit dem Preis großer Opfer und Anstrengungen gemacht. Besonders schwer war es in der ersten Zeit.

Ein großes, kaltes Zimmer ohne Stühle und Bänke. In Mäntel und Tücher gehüllt, die nur das Gesicht freilassen, stehen die Schwestern vier Stunden hintereinander mit einer Pause von nur zehn Minuten und hören dem Vortrag zu. Der Arzt schreibt irgend etwas auf die Tafel, aber nicht alle können es sehen. Die Lehrer gebrauchen oft unverständliche Fremdwörter, Lehrbücher sind nicht in genügenden Mengen vorhanden, außerdem ist ihnen auch nicht alles klar. Die Mittagspause dauert anderhalb Stunden, viele bekommen ihr Mittagessen in den weit entfernten Krankenhäusern, so daß die anderthalbstündige Pause gerade für den Weg ausreicht. Nach dem kärglichen Mittagmahl beginnt der Unterricht in demselben kalten Zimmer von neuem.

Ein Teil der Schwestern, die aus der Provinz gekommenen, wohnen in einem Heim. Die Betten reichen nicht aus, meist müssen zwei zusammen schlafen. Als die praktische Arbeit der Schwestern in den Lazaretten begann, brachten sie den Flecktyphus mit nach Haus und bei dem engen Zusammenleben war es nicht zu vermeiden, daß gegen ein Drittel aller Schwestern an Flecktyphus erkrankte. Während der Krankheit verloren verschiedene das Gehör, andere wurden gelähmt, aber das waren nur vorübergehende Erscheinungen. Nie hörte man von ihnen ein Wort der Klage, im Gegenteil, sie waren zufrieden. „Wenn wir die Krankheit einmal durchgemacht haben, dann ist es ja gut“, sagten sie, als man sie aus dem Krankenhaus entließ. Zwar waren sie noch geschwächt und

konnten sich kaum aufrecht halten, doch freuten sie sich, daß es wieder an die Arbeit ging. „Wir werden neue Kräfte schöpfen und dann schon ohne Unterbrechung an der Front arbeiten“. Bald aber wurden die Bedingungen der Arbeit und des Zusammenlebens sehr viel besser. Es wurde eine richtige Schule mit Bänken eingerichtet, saubere und helle Wohnräume mit guten Bibliotheken usw.

Aber die Schwestern hatten nicht nur gegen äußere Schwierigkeiten zu kämpfen. Es gab noch andere. Fast an jedem Kursus nahmen ein paar leichtsinnige Mädchen teil, die dachten, sich als Krankenschwestern alles erlauben zu können. Sie wurden in kurzer Zeit von den übrigen Schwestern erkannt. In einer allgemeinen Schwesternversammlung wurde dann die Frage ihres Betragens erörtert; meist wiesen die Schuldigen darauf hin, daß es sich um ihr „persönliches“ Leben handele, in das niemand sich einzumischen berechtigt sei. Die Schwestern bekämpften solche Spitzfindigkeiten, ihr gesundes moralisches Gefühl zeigte ihnen den richtigen Weg. „Liebe wen Du willst, — das ist Dein persönliches Leben — aber nicht im Krankenhaus, nicht bei der Arbeit; dort bist Du nur Schwester und nichts weiter. Liebe wen Du willst, aber mach uns, den Roten Schwestern, keine Schande; wage es nicht, den Namen zu beslecken, den wir mit Stolz tragen; wenn Du das nicht kannst, so geh von uns fort, wir schließen Dich aus unserer Mitte aus.“

Solche Beschlüsse waren den Schwestern nicht leicht. Sie fühlten, daß sie die Ausgeschlossenen auf einen schlechten Weg stießen, aber es ging nicht anders. Jeder Tag der Arbeit, jeder politische Vortrag brachte ihnen mehr Aufklärung, und immer lieber gewannen sie ihre Sache. Die Ärzte der Krankenhäuser, in denen sie arbeiteten, baten oft, einen Teil von ihnen zur Arbeit da zu lassen, aber das war unmöglich. Wie auf allen andern Gebieten, so mußten auch hier die besten Kräfte an die Front geschickt werden, wo es um die Existenz Sowjetrußlands ging. Erst mehrere Monate später, im Frühjahr 1920, als es schon Tausende von Roten Schwestern gab, dank den Siegen der Roten Armee von allen Fronten nur noch die westliche und Reste der südlichen vorhanden waren, da war die Möglichkeit gegeben, Rote Schwestern auch hinter der Front zu verwenden, im Lande selber, wo der Bedarf ebenso groß war, wie an der Front. Die jugendlichen Schwestern waren zuerst sehr enttäuscht; sie hatten sich so an den Gedanken gewöhnt, daß die wichtigste Arbeit an der Front sei. Die Front lockte sie auch durch ihre Gefahren: dort würde man seine ganze Energie, seinen Opfer- und Heldennut beweisen können. Aber die Arbeit im Lande war nicht weniger schwierig und verantwortungsvoll und nicht weniger gefährlich. Besonders in den Städten des Urals und Sibiriens, wo die von Koltshak hinterlassenen Epidemien herrschten. Der edle, von der Entente unterstützte Admiral hatte alle Ärzte mit sich genommen. Die Arzneimittel, die nicht mitgenommen hatten werden können, wurden zerstört, in Krankenhäusern wurden die Fensterscheiben zer- schlagen und den verfluchten Barbaren, den Bolschewiki, wurden

Tausende von Flecktyphuskranken, ganze Städte, die von der Epidemie ergriffen waren, zurückgelassen. Die Kranken lagen in Haufen, zum Teil auf dem Boden, die Toten wurden nicht fortgeschafft. Ohne Mut und übermenschliche Kraftanstrengungen wären diese Städte zum Aussterben verurteilt gewesen und die Epidemien hätten nach Zentralrußland übergreifen können. Aber die Sowjetmacht hat ihre eigenen Arbeitsmethoden. Sie ist die einzige Macht der Welt, die der Bevölkerung nicht sagt: „Sitz ruhig und miß' Dich nicht hinein, ich werde alles für Dich tun.“ Sie sagt: „Jetzt sind es die Werktätigen, die am Ruder stehen, und nur sie selber können durch eigene Arbeit ein besseres Leben aufbauen. Die Aufgabe der Regierung ist nur, ihnen zu helfen, sich zu organisieren, ihnen die notwendigen Mittel zur Verfügung zu stellen.“

Es wurden Arbeitersanitätskommissionen gebildet, die in jedem Haus, in jedem Winkel gegen die Epidemie kämpften. Und in diesem heldenhaften Kampf standen die Arbeiterinnen an der Spitze. Die Kommunistische Partei veranstaltete von Tausenden besuchte Arbeiterinnenversammlungen, in denen aufgefördert wurde, an der Bekämpfung der Epidemien teilzunehmen, und die Arbeiterinnen haben hierfür mehr als alle andern getan. Sie gingen in die vollkommen verlausten Baracken für ansteckende Kranke, sie gaben den Kranken zu trinken, wuschen sie und reinigten die Krankenzublen. Die Gefahr der Ansteckung — es genügt bekanntlich der Biß einer Laus, die vorher einen Flecktyphuskranken gebissen hat — war ungeheuer groß. Aber es gab eine Arbeit, die noch schlimmer war: das Waschen der verlausten Wäsche der Flecktyphuskranken. Zunächst wollte das niemand tun, es schien unmöglich, diese Wäsche mit nackten Händen anzufassen; dann wurde den Arbeiterinnen klar gemacht, daß, da gar keine Desinfektionsmittel vorhanden seien, die Bekämpfung der Epidemie unmöglich sei, wenn die Wäsche nicht gewaschen werde. Und es fanden sich Heldinnen, die diese Arbeit übernahmen.

Die Kommunistische Partei stand an der Spitze dieser Arbeit, sie gab ihr die notwendige Begeisterung und nahm den schwierigsten Teil auf sich. Als im Herbst 1919 die Epidemie in voller Entfaltung war, da gab es in einigen Orten niemanden, der die Leichen begraben wollte; da ließ das Parteikomitee eine Aufforderung an seine Mitglieder ergehen, und die Kommunisten machten Gräber und begruben die Toten. Als die Epidemie vorbei war, gingen viele Arbeiterinnen, die die Arbeit der Pflege schon durchgemacht hatten, in die Schwesternkurse. In wenigen Monaten war die Epidemie überwunden, Sowjetrußland hat auch diesen Feind besiegt. Aber die Roten Schwestern blieben; es gab für sie noch viel Arbeit. Augenblicklich*) arbeiten sie an der polnischen Front. Wenn Sowjetrußland sich endlich den Frieden erkämpft haben wird, dann werden sie ihre gestählten Kräfte ganz der Gesundheit der Bevölkerung widmen können. Vor dem polnischen Krieg hatte das Volkskommissariat

*) d. h. im September 1920, als diese Skizze geschrieben wurde.

für Gesundheitswesen die Absicht, die kurzfristigen Kurse zu schließen und überall zweijährige Kurse für medizinische Schwestern zu eröffnen, um aus Arbeiterinnen und Bäuerinnen ernste medizinische Hilfskräfte heranzubilden. Außerdem waren Kurse für Instruktoren (Lehrer) zur hygienischen Aufklärung geplant. Sowjetrußland will innerhalb einer kurzen Frist das kulturelle Niveau der Massen heben, es will sie lehren, mit ihren Feinden, auch mit ihren Krankheiten selbst fertig zu werden. Der russische Kinematograph erzählt nicht von Detektiven, von dicken Schwiegermüttern und verliebten Grafen. Er lehrt, wie die Schwindsucht zu bekämpfen ist, wie man Kinder pflegt usw. Es gibt spezielle Häuser für hygienische Aufklärung, in denen die Bevölkerung erfahren kann, was man zu tun hat, um seine Gesundheit zu erhalten. In den Unterrichtskursus der Krankenschwestern sollte auch diese Arbeit aufgenommen werden, damit die hygienische Aufklärung durch die Schwestern in die werktätigen Massen getragen wird. Es ist möglich, daß der Angriff der polnischen Pans*) auch diese Saat zertreten hat, wie die ganze friedliche, wirtschaftliche und kulturelle Arbeit von ihnen zertreten worden ist, die nach den Siegen über Koltshak und Denikin begonnen hatte. Aber Sowjetrußland wird nach Friedensschluß zu dieser Arbeit noch zurückkommen und vielleicht dann nicht mehr allein. Ohne ihren Kampf auch nur für einen Moment zu schwächen, schauen die russischen Arbeiter und Arbeiterinnen sehnsuchtsvoll nach dem Westen in Erwartung der Weltrevolution. Von dieser Weltrevolution sprachen die Roten Schwestern bei ihrem letzten Zusammensein am Abend, ehe sie an die Front gingen.

Ein kleiner hübscher Saal im „Haus der hygienischen Aufklärung“ in Moskau. An den Wänden hängen Plakate, in denen verkündet wird, wie die Schwindsucht, Syphilis und Typhus zu bekämpfen sind. Die Schwestern sind neu eingekleidet, man hat sie mit den notwendigsten Gegenständen ausgerüstet, bevor man sie an die Front schickte. Aufmerksam lauschen sie dem Volkskommissar für Gesundheitswesen, Semaschko, der Auszüge aus Briefen vorliest, die er von der Front und aus verschiedenen Gegenden Rußlands erhalten hat, und in denen alle Anstalten von der opferfreudigen Arbeit der Roten Schwestern erzählen und ihn bitten, neue zu schicken. Er macht die Schwestern darauf aufmerksam, daß die Arbeit nicht leicht sein wird, daß es ihnen oft scheinen wird, als reiche ihre Kraft nicht aus, aber er fordert sie auf, den Mut nicht zu verlieren, die Flinte nicht ins Korn zu werfen und vom endgültigen Erfolg überzeugt zu sein. Ihm antwortet eine Rote Schwester, die früher Verkäuferin in einem Milchladen war, Schilowa: „Wir wissen, daß die Arbeit schwierig ist, wir haben das in den Moskauer Krankenhäusern gesehen, in denen wir praktisch arbeiteten, zwei von uns sind am Flecktyphus gestorben, andere liegen noch im Krankenhaus, aber alles das schreckt uns nicht. Während der ganzen drei

*) Junker.

Monate, die unser Kursus gedauert hat, haben wir nur einen Gedanken gehabt — möglichst rasch an die Arbeit gehen zu können, und jetzt sind wir glücklich, daß diese Zeit gekommen ist. Wir danken Ihnen, daß Sie uns die Möglichkeit gegeben haben, zu lernen, wir danken unseren Lehrern, die uns so viel Kräfte geopfert haben, wir danken dem Genossen, der uns das politische ABC beigebracht hat, das uns ein ganz neues Leben, eine ganz neue Welt eröffnet hat, das uns dazu verholfen hat, zu verstehen, was wir früher nur gefühlt hatten. Jetzt wissen wir, daß wir in Rußland als erste den Kampf gegen die Ungerechtigkeit, gegen den Kapitalismus aufgenommen haben und wir wissen auch, daß wir bald nicht mehr allein sein werden. Die Arbeiter und Arbeiterinnen der anderen Länder, die gebildeter sind als wir, werden auch ihre Kapitalisten stürzen, die Rätemacht errichten und dadurch uns helfen. Nie werden wir die Flinte ins Korn werfen, denn wir wissen, daß die Völkerbefreiung, die Weltrevolution auf dem Marsch ist.“

Die Schwestern spenden warmen Beifall, manche haben Tränen in den Augen. Viele von diesen Mädchen haben noch vor einem halben Jahr ihr kleines persönliches Leben gelebt, jetzt ist ihnen die ganze Welt eröffnet worden. Die ganze Menschheit mit ihren Leiden, mit ihrem Kampf und ihrer nahen Befreiung steht vor ihren Augen, und sie, von denen jede einzelne sich schwach und klein vorfindet, arbeiten mit an dieser Befreiung.

Nach der Versammlung findet eine Pause statt. In einem schönen, mit Palmen geschmückten Speisezimmer erhalten die Schwestern ein Glas Tee mit Zucker und ein Butterbrot. Sie scherzen, lachen, bewirten die Lehrer und Gäste. Jetzt sind es junge, lustige Mädchen, von denen man glauben könnte, daß sie ein Geburtstagsfest feiern. Ihre Augen glänzen vor Erregung und Vergnügen.

Eine Klingel ruft die Anwesenden zum Konzert. Gleichgültig hören die Schwestern den alten Liebesliedern zu, die eine bürgerliche Sängerin, die ihr Auditorium*) noch nicht erkannt hat, vorträgt. „Ach, ich sterbe vor Liebe.“ Wie können solche Worte auf diese Menschen wirken, die den wirklichen Tod so nah vor Augen gesehen haben, die so erfüllt sind von revolutionärer Leidenschaft. Zum Schluß singt die Sängerin noch ein italienisches Lied, in dem das Wort „Liebe“ sehr oft vorkommt, und nach einer zeremoniellen Verbeugung verläßt sie die Bühne, begleitet von nur sehr geringem Beifall.

Aber bald ändert sich die Stimmung des Publikums. Im blauen Bauernkittel, mit einer altertümlichen Laute in der Hand, betritt der alte Sänger Pjatnizki mit seinem Chor die Bühne; schon vor 25 Jahren hat Pjatnizki die kaiserliche Oper verlassen, und seitdem wandert er von Dorf zu Dorf in seinem weiten Vaterland und sammelt alte Volkslieder, beobachtet die Sitten und Tänze; wo er unter dem Volk ein Talent entdeckt, fischt er es

*) Zuhörerschaft.



Arbeiterinnen-Konferenz in der Stadt Wjatka.

heraus. Sein Chor besteht aus 30 Personen, Männern und Frauen. Aus den verschiedensten Gegenden Rußlands stammend, jeder für sich ein eigenartiges Talent, sind sie von dem eigenartigen Perlenfischer Pjatnikzi zu einer Familie, zu einem künstlerischen Ganzen zusammengeschweißt worden. Jeder trägt das Bauernkostüm seiner heimatlichen Gegend, die Kleider sind verschieden, besonders die der Frauen. Die Künstler singen, tanzen, erzählen Märchen, spielen Volksspiele und stellen schließlich eine russische Volkshochzeit dar mit Heiratsvermittlern, Tränen der Braut, Tanz und Schmaus. In ihrem Spiel ist nichts Künstliches, nichts Falsches, alles ist aufrichtig und lebendig, das Lachen, die Tränen, das Liebespiel.

Die Schwestern, die fast alle, auch Arbeiterinnen, aus Bauernkreisen stammen, verfolgen mit glänzenden glücklichen Augen das Spiel; sie haben selbst Lust zu tanzen, zu singen, zu lieben, und zu lachen. Anderhalb Stunden hindurch bleibt der Chor auf der Bühne, die Künstler fühlen sich dabei sehr wohl. Früher, vor der Revolution, mußten sie vor einem gleichgültigen, vom Volke weit entfernten, bürgerlichen Publikum die Volksseele als Schauspiel darbieten, vor einem Publikum, dem sie selber, ihre Kleider, ihre Gefühle nur eine Belustigung waren. Jetzt sind sie wieder zu Hause, wieder in der Volksmenge; sie fühlen, daß man sie liebt und sich an ihnen freut. Nach dem letzten Lied verneigen sie sich tief vor den Schwestern und verlassen zusammen mit ihrem Leiter die Bühne.

Eine der Schwestern, die kräftige, blondlockige Bäuerin Derewjanowa, steht auf und sagt: „Wir danken Euch, Genossen Künstler, Ihr habt uns eine Freude bereitet, die in Worten nicht auszudrücken ist, wir sind erinnert worden an unsere Dörfer, unsere Spiele, unsere Feste. Aber Ihr habt uns auch für unsere zukünftige Arbeit einen Dienst geleistet; wir werden mit den verwundeten Soldaten nicht immer über Politik reden können. Oft werden die Schwachen und Kranken etwas Lustiges und Schönes hören können, und dann werden wir ihnen von Euren Liedern und Euren Märchen erzählen. Ihr habt uns heute eine rote Blume geschenkt, und wir werden sie an unsere kämpfenden Genossen weiter geben.“

Die Künstler hören solche Worte zum erstenmal. Sie verneigen sich wieder tief, und der alte Pjatnikzi drückt der Derewjanowa die Hand und küßt sie. „Heute bin ich belohnt für meine 25 jährige Arbeit, ich wünsche Euch Glück auf Euren schweren Weg, teure Schwestern!“

Eine parteilose Arbeiterinnen- und Bäuerinnenkonferenz.

Es ist dicht vor den Feiertagen, nicht etwa vor Weihnachten oder Ostern, sondern vor dem neuen Weltfest, dem Tage der ersten siegreichen proletarischen Oktober-Revolution. Die Frauenabteilung der Petersburger Ortsgruppe der Kommunistischen Partei hat wieder

einmal tief in die werktätigen Frauenmassen hineingegriffen. 3000 Delegierte füllen den mächtigen Saal des Urizky-Palais, wo früher der russische, zaristische Reichstag, die „Duma“, tagte. 1000 Arbeiterinnen, 2000 Bäuerinnen, das ist ungefähr die Zusammensetzung der Konferenz. Alle Betriebe und größeren Dörfer des Bezirks sind hier vertreten. Die Kommunistinnen haben den ganzen Bezirk, das platte Land inbegriffen, durchwühlt, überall Agitation getrieben, den Sinn und die Bedeutung der Konferenz erklärt und die Frauen aufgefordert, Delegierte zu wählen. Diese Vorbereitungsarbeit ist mit das Wichtigste an der Konferenz; denn hier gilt es, die ganze Passivität der zerstreuten Frauenmassen, ihr Mißtrauen gegen alles neue, ihre Einstellung nur auf das unmittelbar Praktische zu überwinden, und auch die Rückständigsten als aktive Mitglieder ans Licht des öffentlichen Lebens zu ziehen.

Und nun sind sie da. Kräftig und gesund, trotz des harten Lebenskampfes und der Arbeit; in warmer Bauernkleidung sitzen sie auf den Sesseln der Deputierten, Minister und Journalisten und warten, was da kommen soll. Sie sind gut einquartiert, empfangen zur Zeit ihre Mahlzeiten, bekommen die nötigen Anweisungen — eine Verteilung von Konfekt und anderen Gaben zum Fest steht noch bevor — kurz, sie sind mit der Gastfreundschaft der Stadt zufrieden. Wenn die Sitzungen abends zu Ende sind, warten vor dem Palais Straßenbahnwagen, um sie nach Hause zu führen. Petersburg ist wirklich zuvorkommend gegen sie, das hebt ihr Selbstbewußtsein als Bäuerinnen und Frauen. Vor der Sowjet-Ordnung wurde die „Baba“, das Bauerntweib, etwas anders behandelt, wenn sie zur Hauptstadt kam. Es ist eben wirklich Arbeiter- und Bauernmacht im Lande, und überall sitzen „Eigene“, soziale Verwandte. Diesen technischen Teil der Konferenz, der von größter Bedeutung ist, hat die Frauenabteilung mit ihren eigenen Kräften organisiert.

Die Tagesordnung ist riesengroß. Allgemeiner politischer Bericht vom Vorsitzenden des Petersburger Arbeiterrates, Sinowjew, und Berichte von den Kommissariaten über: 1. Agrarfrage, 2. Ernährungsf Frage, 3. Allgemeine Arbeitspflicht und Arbeitsschutz, 4. Bildungsfrage, 5. Gesundheitswesen, 6. Mutter- und Säuglingsschutz, 7. Arbeiter- und Bauernkontrolle. Alles das müssen die frischen, wenig an geistige Arbeit gewöhnten Köpfe in fünf Tagen verarbeiten. Dazwischen kommt freilich das Oktoberfest, an dem sie ins Theater gehen, die Stadt ansehen usw. Trotzdem sind die Delegierten mit der Tagesordnung sehr zufrieden. Denn alle diese Fragen füllen ihr Leben aus; über jede wollen sie Auskunft von den Genossen aus der Regierung haben, an jeder wollen sie ihre eigene Kritik üben, bei jeder ihre Meinungen, Erfahrungen und Wünsche zum Ausdruck bringen.

Sie hören gespannt den Vorträgen zu, fast ohne Zwischenrufe zu machen; dazu sind sie politisch zu reif. Statt dessen fliegen Hunderte von weißen Schmetterlingen — Zettel mit Fragen und Bemerkungen — zum Präsidium. Jeder Referent bekommt in den 40

Minuten seines Vortrags und während der Debatte eine Unmenge Zettel. In den fünf Tagen sammelten sich einige Tausend Zettel an. In ihnen steckt die ganze Seele der Konferenz und der von ihr vertretenen Massen. Ich habe viele Hunderte von diesenzetteln gelesen. Sie zerfallen in ganz bestimmte Gruppen. Die meisten sind praktische Bemerkungen aus eigener Erfahrung; die Referenten werden aufmerksam gemacht auf verschiedene Mißbräuche und Unannehmlichkeiten, die sich aus der Anwendung der Dekrete ergeben, und es werden Gegenmaßnahmen vorgeschlagen. Einige Zettel enthalten private Bitten, andere einen Dank für das Vollbrachte, einige das alte Mißtrauen gegen die Regierung, wenige Antisemitismus, viele das Verlangen, sich auszubilden; der Gegensatz von Stadt und Land tritt hier und da zu Tage. In manchen kommt eine tiefe Durchdrungenheit von kommunistischen Ideen zum Ausdruck. Und obwohl sich noch viele Spuren des Alten bemerkbar machen, ist doch die Masse so kolossal gewachsen, daß man sie kaum erkennt, daß sie sich kaum erkennt. Eine alte Bäuerin sieht mit ihren erloschenen Augen vom Präsidiumstisch auf die sichere, selbstbewußte Menge, zuckt mit den Achseln und lächelt sanft und gutmütig: „Was aus dem Weibervolke doch geworden ist! Ganz wie neu! Und wie lang ist's her, daß man sie noch am Zopfe raufte!“ Drei Jahre proletarische Revolution — drei Jahrhunderte Entwicklung.

Nach jedem Vortrag finden Debatten statt. Mehr als 100 Rednerinnen melden sich jedesmal zum Wort. Er sprechen 10 bis 15. Ohne jede Aufregung besteigen sie die Tribüne und sagen ungeniert in ihrer volkstümlichen Art, wo sie der Schuh drückt. Wenn sie nur ein wenig vom Thema abweichen und ein benachbartes Gebiet berühren, wie z. B. bei der Debatte zur Agrarfrage die Ernährungsfrage, gleich schreit man ihnen aus dem Saal entgegen: „das ist nicht zur Sache, nicht zur Sache! Genossin Vorsitzende! Sagen sie ihr doch, daß sie zur Sache spricht.“ Die Vorsitzende, Arbeiterin Sabowskaja, möchte gern nachsichtig gegen die ungeübten Rednerinnen sein, aber die Masse erlaubt es nicht; sie weiß schon, wie Versammlungen geführt werden müssen.

Besonders heiße Debatten ruft neben der Ernährungsfrage die Bildungsfrage hervor. Die Frauen interessieren sich lebhaft dafür was auf kulturellem Gebiet ihren Kindern geboten wird, und in welcher Form das geschieht. Es zeigt sich deutlich, wie die Konterrevolutionäre aller Nationen, auch die russischen, lügen, wenn sie behaupten, daß das russische Volk ein kulturloses Ganzes, ein unbeschriebenes Blatt sei, auf das die bolschewistischen Räuber mit Leichtigkeit ihre verhängnisvolle Lehre aufschreiben könnten. Nichts falscher als das. Die Konferenz zeigt, wie übrigens alle Volksversammlungen und Äußerungen des Volkswillens, eine große Achtung vor der Kultur, dem Wissen, der Erziehung, sie zeigt das volle Verständnis für die kulturellen und sittlichen Gefahren der Uebergangsperiode, ein gewisses Mißtrauen gegen die gewaltsame Ausschaltung alter, wenn auch minderwertiger Schultraditionen, und

sie fordert Beweise für den kulturellen und sittlichen Wert der neuen Arbeitsschule. In der Frage des Religionsunterrichts kommen wie überall drei Strömungen zum Vorschein. Ein frischer und froher Atheismus*) hauptsächlich der Arbeiterinnen und der jungen Frauen, bei denen der Glaube zusammen mit der bürgerlichen Weltanschauung einstürzte, ein mehr oder weniger reiner Deismus, d. h. der nackte Glaube an Gott und Unsterblichkeit als letzte Zuflucht des religiösen Gefühls vor den unerbittlichen Tatsachen der Ausbeutung und Verdummung der Massen durch die Kirche, und endlich ein noch starker Glaube an Gott und Kirche zusammen, der aber schon die Gefahr seines Unterganges spürt und deshalb sehr ungern gewisse Wahrheiten hören will. Die geistige Befreiung der Massen geht, wenn auch langsam, vor sich . . .

Die Genossinnen Alexandra Kollontaj und Klara Zetkin waren auf der Konferenz anwesend. Alexandra Kollontaj hielt einen Vortrag, Klara Zetkin sprach im Namen der deutschen Kommunistinnen ein kurzes Begrüßungswort. Schade, daß ihr, Genossinnen, nicht den Augenblick mit erlebt habt, wo Klara Zetkin erschien. Zuerst erhob sich das Präsidium, dann die Arbeiterinnen, dann die ganze Konferenz. So standen die drei Tausend etwa 10 Minuten, applaudierten, und waren alle ganz stolz, froh und glücklich; selbst die, die vorher nicht gewußt hatten, daß es eine Klara Zetkin gibt, fühlten, daß etwas Großes geschehen war. Die Genossin Klara Zetkin war gerührt. Sie sagte, sie sei glücklich. Die Vorsitzende dankte ihr in kurzen Worten und sprach zum Schluß: „Ich wünsche Ihnen und uns, daß auch die deutschen proletarischen Frauen sich bald zusammen mit dem gesamten deutschen Proletariat erheben und den Sieg erringen werden.“

Der Schleier lüftet sich.

Sie hüllt sich fröstelnd in ihren dünnen bunten Seidenschal und geht langsam zur Tribüne. Sie fühlt sich nicht wohl in dem winterlichen Moskau, sie, die Südländerin. Ihr Gesicht ist gelblich mit länglichen, glänzenden, schwarzen Augen. Mit solchen apathischen Gesichtern haben sich früher ihre Schwestern auf den breiten Divans und Teppichen langgestreckt, oder ihre häuslichen Arbeiten verrichtet, abgeschlossen von aller Welt. Und sie . . . ?

Der große Saal ist hell erleuchtet und bis zum letzten Platz mit den Teilnehmerinnen der dritten allrussischen Konferenz der Leiterinnen der Frauenabteilungen der Kommunistischen Partei und ihren Gästen gefüllt. Auf der Bühne neben dem Präsidium sitzen die Vorsteherinnen verschiedener kommunistischer Gruppen der Ostvölker. Die orientalischen Kommunistinnen sind zur Konferenz gekommen, um zusammen mit ihren Volksgenossinnen die Frage der weiteren Arbeit zu besprechen.

Und nun schauen alle auf und spitzen die Ohren: eine Perserin betritt die Bühne. Sie spricht ein gutes, wenn auch ausländisch

*) Unglaube an einen Gott.

lingendes Russisch. Sie steht fast unbeweglich, bis zu den Fingerspitzen fest in ihren Schal gehüllt und doch ist ihre Rede lebhaft. Sie weiß, was sie will, die Perserin. Sie erklärt zunächst, daß die Arbeit unter den Frauen der Orientvölker eine schwere, aber für die Sowjetmacht äußerst wichtige Aufgabe sei. „Der Kaukasus ist das Tor, das uns den Osten öffnen kann.“ Sie spricht von diesem gewaltigen Weltproblem ruhig, ohne Pathos, aber mit großer Ueberzeugung. Absichtlich unterstreicht sie, daß es auch von den Frauen des Kaukasus abhängt, ob die russische Revolution im Osten Eingang finde. Deshalb — und nun kommen ihre geschickt eingehüllten politischen Forderungen — deshalb müsse sich die Rätewacht in ihrem eigenen Interesse den Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung im Kaukasus möglichst anpassen, was leider nicht immer der Fall sei. Und sie bespricht verschiedene Mängel des Verwaltungssystems.

Wer die augenblicklichen Verhältnisse im Kaukasus nicht kennt, kann schwer beurteilen, ob die Perserin recht hat; aber jeder, der sie hört, ist überzeugt, daß er nicht ein politisches Kind, sondern einen sehr klugen und erfahrenen Politiker vor sich hat, einen Menschen, der sein Ziel im Auge behält, der die Denkweise derer, die der überzeugen will, genau kennt und es versteht, sich auf sie einzustellen. „Zu uns kaukasischen Persern kommen dauernd Perser aus dem eigentlichen Persien. Das erfolgreiche Wirken der Weltmacht in unserem Land wird drüben in Persien als der beste Sprengstoff wirken.“

Sie beschränkt sich nicht nur auf die Frauenfrage, diese gestern noch verschleierte Frau; sie wirft die allgemeinen politischen und parteipolitischen Fragen auf, sie fühlt sich ganz zuhause in der auswärtigen Politik der Rätewacht. Man hört ihr staunend zu. Aber mehr noch als ihre Worte, macht sie selbst einen tiefen Eindruck: mit ihrem bunten Schal auf dem Kopf und der dritten Internationale auf den Lippen ist sie ein lebendiger Erfolg der russischen Revolution.

Schließlich kehrt die Rednerin zur Frage der Befreiung und Aufklärung der Frauen zurück. Sie weist darauf hin, wie notwendig es sei, den Einfluß der Geistlichkeit, der Mullah, zu brechen. „In einer halben Stunde verdirbt uns der Mullah die Arbeit von einem ganzen Jahr.“ „Das wissen wir, Genossin“, fällt die Vorsitzende eine, „aber vielleicht werden Sie als orientalische Frau uns sagen, wie man dagegen kämpfen muß“. Die Augen der Perserin weiten sich. Sie zieht sehr verwundert die Brauen hoch: „Aber sehr einfach“, sagt sie gelassen, „unsere Außerordentliche Kommission muß die Mullahs verhaften“. Der ganze Saal samt dem Präsidium lacht hell auf. Die russischen Kommunistinnen, die schon jahrelang den Einfluß der Geistlichkeit erfolgreich bekämpfen, wissen genau, daß gerade gegen die Geistlichkeit ohne die Außerordentliche Kommission vorgegangen werden muß, daß man sich hüten soll, diese Helfershelfer der Bourgeoisie zu Märtyrern zu machen, diese Helfersgenügen, sie vor dem Volke zu entlarven, um ihren Einfluß zu brechen. Die schlaue Perserin hat aber noch nicht diese Erfahrung gemacht.



Fest der Arbeiterinnen, die die militärische Ausbildung erhalten.

und so versteht sie nicht, warum alle lachen. Die Außerordentliche Kommission ist doch dazu da, Gewalt anzuwenden, um die Ausgebeuteten und Versklavten zu schützen, ist ihr Gedankengang. Sie ist ein Werkzeug in unseren Händen, warum sollen wir sie da nicht gegen unsere Feinde, die Mullas, gebrauchen?

„Nein, Genossin“, sagt lächelnd die Vorsitzende. „Dieses Mittel kann uns hier nicht helfen. Die praktische Erfahrung wird Ihnen andere an die Hand geben.“ Die Perferin schweigt und steigt von der Tribüne herunter. Aber überzeugt ist sie nicht, das fühlt man. Ihre politische Entwicklung geht rasch vor sich, kann aber gewisse innere Widerstände nicht überspringen. Und das ist gut.

Der ganze Saal summt. Die Tatarinnen, Kirgisingen, Baschkirinnen u. a. orientalische Frauen unterhalten sich über die Perferin. Die russischen Bäuerinnen und Arbeiterinnen freuen sich über sie und lachen. „Gestern saß sie noch im Harem und heute greift sie so sicher zur Außerordentlichen Kommission, — das ist fein“, sagen sie. — Der Perferin folgen andere junge Frauen und Mädchen mit gelblicher Gesichtsfarbe, platten Nasen, schräg geschlitzten Augen und schwarzen Haaren. Das sind die Leiterinnen der Frauenbewegung in verschiedenen mongolischen Völkerschaften. Sie erzählten in mangelhaftem, aber verständlichem Russisch von ihrer Arbeit und fordern die Herausgabe von Agitationschriften in ihrer Sprache. Eine, ich glaube die aus Baschkirien, erzählt uns, wie die Frauen Angst gehabt hätten, allein zur ersten Frauentagung in die Hauptstadt der baschkirischen Sowjetrepublik zu kommen. Sie fuhren also gemeinsam in einem großen Wagen und brachten ihre Männer und Kinder mit. „Wir mußten ein Heim speziell für die einzelnen Familien einrichten“, sagt lächelnd die baschkirische Kommunistin, „aber das macht nichts. Die Konferenz erzielte einen großen Erfolg.“

Alle Berichte, aus dem Wolgagebiet, aus dem nahen und fernen Osten, aus dem Kaukasus usw. zeigen, daß das Erwachen der Frau im Orient begonnen hat. Auf Grund der geleisteten Arbeit beschloß die Konferenz, am 1. Februar 1921 den ersten Kongreß der Frauen der Orientvölker in Moskau einzuberufen. Dieser Kongreß, eine Vertretung von hundert Millionen der versklavtesten Menschen, wird eine wichtige Etappe in dem Befreiungskampf der von der dritten Internationale geführten Frauenmassen bedeuten.

Unsere Reihen mehren sich, Genossinnen. Der hunte feurige Orient tritt in sie ein. Der Schleier, der unseren Schwestern die Welt verhüllte, wird gelüftet von der mächtigen Hand der proletarischen Revolution.

Das Weiberfest im Kreml.

(Zum Internationalen Frauentag in Rußland, am 8. März 1920.)

Ein schöner Tag. Wochenlang hat man ihn vorbereitet. Der sozialistische Weltfrauentag, der 8. März, sollte zum erstenmal seinen Einzug in alle russischen Städte, sogar in die größeren Dörfer

halten. Die jungen Arbeiterinnen waren ganz aufgeregt und begeistert. Sie wollten das ganze werktätige Frauenvolk auf die Beine bringen. Sie wollten ein Fest schaffen und gleichzeitig ein möglichst großes Stück politischer Aufklärungsarbeit leisten. Da hieß es tüchtig zugreifen und aufrütteln.

Auf den Delegiertenversammlungen der einzelnen Betriebe, überall, wo Frauen zusammen kamen, wurden viele Tage vor dem Fest Vorträge über den Frauentag, seine Geschichte und seine gegenwärtigen Parolen gehalten. Die politische Gleichberechtigung der Frauen ist nur eine Etappe im Kampf; unmittelbares Ziel der proletarischen Frauen und Männer ist jetzt der Sozialismus, geschaffen durch die Diktatur des Proletariats. In Sowjetrußland müssen deshalb die Frauen alle ihre Kräfte der Verteidigung ihres proletarischen Vaterlandes und dem Aufbau des ersten Arbeiterstaates der Welt widmen; in der ganzen übrigen Welt müssen sie zusammen mit den Männern den Kampf aufnehmen, gegen den Kapitalismus, für die Diktatur des Proletariats. Und die breiten Frauenmassen, die früher für so rückständig galten, erfaßten schnell und freudig diese Losungen, begriffen sofort den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Aufgaben der Frauen in Rußland einerseits und in Westeuropa und Amerika andererseits. Kein Wunder! Jedes trockene Stück Brot, das die russische Arbeiterin in den Mund führt, jeder Riß in ihrem Schuh, jedes Schluchzen ihres Kindes erinnert sie an die einzige Erlöserin, die ihrem Kampf in Rußland zum Siege verhelfen kann — an die Weltrevolution.

„Erzählt uns doch, wie die proletarischen Frauen in Deutschland und in Frankreich leben“, hielten nach dem Vortrag über den 8. März die Delegierten des berühmten Arbeiterbezirks von Moskau, der roten Presnja. Die Versammlung fand statt in dem schönen, gemüthlichen Salon einer früheren Fabrikantenvilla. Die edlen Farben der Gemälde leuchteten auf die dunkelbetuchte Frauenmasse herab. Bronzene Leuchter warfen ihr gedämpftes Licht auf die vielen, auf den Knien gefalteten Arbeiterhände, auf die ernstesten, lieben, aufmerksamen Gesichter. Sie wollten von ihren Schwestern drüben in den kapitalistischen Ländern hören. Wir konnten ihnen leider nur wenig berichten. Die Blockade wurde eben erst gelüftet, die ersten Verbindungen angeknüpft.

Auf diese Weise wurden Tausende von Versammlungen abgehalten. Und die Mär vom Frauentag wanderte von Mund zu Mund über Stadt und Land. An vielen Orten schrieb man sogar Theaterstücke eigens für diesen Tag, schuf lebende Bilder und hielt eifrig Proben ab. Den Hauptinhalt des Festes sollten aber die Massenversammlungen der Frauen bilden, nebst musikalischen Vorführungen und anschließenden Demonstrationen mit leuchtenden Bildern und Plakaten, mit Parolen und Schildern. — Am Festtag selbst, der auf einen Montag fiel, wurden die Arbeiterinnen schon um zwei Uhr, statt wie gewöhnlich um vier Uhr oder fünf Uhr von der Arbeit entlassen. —

Das große Opernhaus in Moskau ist bis auf den letzten Platz mit über 3000 Arbeiterinnen gefüllt. Das sind die Delegierten aus allen Betrieben der Stadt, die Elite der aufgeklärtesten Moskauer Arbeiterinnen, einer der starken Tragpfeiler am Revolutionsgebäude. Morgen werden sie in allen Betrieben von den Reden, von dem Fest erzählen. Viele schauen nach einer Loge im ersten Rang. Ist es roter Mohn, sind es Edelsteine? Eine Gruppe Arbeiterinnen ist in tiefroten glänzenden Satinkopftüchern erschienen. Damit wollen sie gleichzeitig das Fest und die Schönheit ehren. Rot war von jeher die Lieblingsfarbe der russischen Volksmassen.

Die Versammlung ist eröffnet. Es spricht Znessa Armand, die jetzt verstorbene unermüdete Genossin, eine der Leiterinnen der russischen kommunistischen Frauenbewegung; Kadek begrüßt die Versammlung im Namen der kommunistischen Internationale, Marchlewski-Karski im Namen der polnischen, Guilbeaux im Namen der französischen Kommunisten. Alexandra Kollontaj ist leider krank und spricht zu der Versammlung durch einen Brief, der mit anhaltendem Applaus aufgenommen wird. Für die russischen Frauenmassen ist die Genossin Kollontaj ein Banner, ihr eigenes Banner. Die starke fröhliche Liebe der Massen zum Führer ist geboren aus ihrer Stärke und Zuversicht zu sich selbst. Darum zieht sie auch so leicht neue Elemente in ihren Bannkreis, darum wirkt sie so erfrischend und heiter. Die Massen freuen sich zu lieben. Im einzelnen Menschen lieben sie die Idee und ihr eigenes Schaffen für die Idee. Eine von sich selbst enttäuschte Masse hat keine geliebten Führer und kann sie nicht haben.

Und nun kommen die Massen selber auf die große Tribüne. Die Kaligina, die ihr schon kennt, in hohen Stiefeln und Pelzmütze mit dem Sowjetstern schreitet die Tribüne entlang, und ihre kräftige Stimme beherrscht den Saal. Als praktische Arbeiterfrau spricht sie nicht von dem, was schon getan ist, sondern von dem, was noch zu tun ist. Um die Arbeiterinnen anzufeuern, erzählt sie ihnen von den Leistungen der roten Armee, die treu auf dem Posten steht, mitten in den schwersten Entbehrungen. „Ich weiß“, endet sie, „daß wir Arbeiterinnen eine große Macht sind, und wenn wir uns alle dafür einsetzen, die Not zu vernichten, wie wir schon die Sklaverei in allen Formen vernichtet haben, so müssen wir es schaffen. Ich gratuliere Euch zum Fest, liebe Genossinnen“. Sie verbeugt sich und geht.

Lang anhaltender Applaus. Die Arbeiterinnen lächeln vergnügt „Unsere Kaligina spricht besser als alle anderen“, sagen einige mit jugendlichem Stolz. „Man muß nur Mut fassen. Es ist gar nicht so schwer, das Reden.“ — Nun kommt eine Arbeiterin aus Iwanowo-Wosnessensk, dem Zentrum der Textilindustrie, dem russischen Manchester. Die Arbeiterschaft von Iwanowo-Wosnessensk hat fast ebenso sehr gehungert wie die von Petersburg. Zusammen mit Petersburg und Moskau hat sie der Revolution hunderttausende der besten Kämpfer gestellt. Die Rednerin ist nicht jung, der große Saal

blendet sie, die tausende Gesichter stimmen sie ehrfürchtig. Sie ist so gerührt und erschüttert, daß sie nicht sprechen kann. Man reicht ihr ein Glas Wasser. Sie leert es in vollen Zügen. „Genossinnen“, sagt sie, „Ihr werdet mich entschuldigen, ich kann nicht schön reden. Ich habe noch nie in einem so großen Saal gesprochen. Nein, ich kann nicht . . .“ „Sprich, sprich!“ ertönt es von allen Seiten. „Wir sind ja alle so wie Du, wir wollen Dich hören.“ „Na also gut! Ich wollte Euch bloß erzählen, was wir Textilarbeiterinnen getan haben, um der Front zu helfen!“ Die Rednerin kommt nur langsam vom Fleck, der Saal ermuntert sie dauernd mit Zurufen. Sie seufzt erleichtert auf, als sie den letzten abgebrochenen Satz gesprochen hat und verläßt erregt die Tribüne. Aber die Moskauer wissen die Leistungen der heldenhaften Arbeiterstadt sehr gut zu würdigen. „Die Arbeiterinnen von Iwanowo-Wosnessensk, sie leben hoch“, sagt die Vorsitzende, und der ganze Saal stimmt begeistert ein: „hoch, hoch, hoch!“ — So erstarkt im Bewußtsein der Massen die Verbrüderung mit den Proletariern der verschiedenen Betriebe, Städte, Völker, Länder. So entsteht der neue Typus des wirklichen Weltbürgers, der überall Brüder und überall Heimat hat; er entsteht aus den gemeinsamen Kämpfen und Erfahrungen der proletarischen Massen.

Und nun zum Schluß das „Weiberfest“ im Kreml. Der 8. März war halb ein Winter-, halb ein Frühlingstag. Vom Himmel flog eine wenig angenehme Mischung: Schneeflocken, gefüllt mit Regentropfen. Eis und Schnee waren im Tauen. Wo man hintrat, blieb eine Pfütze stehen. Der Wind blies frisch aber ziemlich unsanft, und die Sonne schien von einem blauen Himmel, über den die Wolken jagten.

Und nicht die Wolken allein zogen in Streifen. Auf dem Kremlhof vor dem Arsenal sammelten sich einige hundert Arbeiterinnen mit ihren Fahnen. An ihrer Spitze stand das Orchester der Offizierschule, die im Kreml haust. Die künftigen roten Offiziere, alles junge Bauern- und Arbeiterburschen, spielten ihren Schwestern die „Internationale“. Der Zug setzte sich in Bewegung. Man wollte unbedingt durch den ganzen Kreml mit der Musik und den Fahnen marschieren. Alle sollten sie's sehen, wissen und fühlen, daß heute bei den Arbeiterinnen großes Fest sei. Und man stampfte stolz und fröhlich durch alle Pfützen, bekam patschnasse Füße, riß die letzten Schuhe entzwei und . . . sang die „Internationale“. Was sich wohl die alten Kirchen und Paläste dachten, die zwischen ihren Mauern den Raubvogel des Zarismus hatten erstarken und herrschen sehen, was sich wohl die riesige „Zarenglocke“ und die riesige „Zarenkanone“ dachten, alle diese plumpen unbeweglichen Dinge? Was sie wohl dachten von dem frechen Weibervolk, das da mit seinen Liedern dahinzog. Schwer zu sagen! — Es ist schön, auf der alten geschichtlichen Bühne, wo die Sklaverei ihre Nester hatte, die freien Massen einerschreiten zu sehen.

Nach der Demonstration stürmten die Arbeiterinnen in den Festsaal. Es war derselbe runde mit rotem Tuch ausgeschlagene Smerdloff-

saal im Kreml, wo der erste Kongreß der dritten Internationale stattfand. Nun saßen hier die Arbeiterinnen und lauschten den Reden und dem Konzert. Ein schöner majestätisch hoher Saal, mit großen roten Leuchtern in Form eines Sowjetsterns — Siegestrophäe und gleichzeitig Barrikade des Weltproletariats, wie ganz Sowjetrußland.
